Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 30 (1987)

Heft: 3

Artikel: Das tapfere Schneiderlein

Autor: Kaiser, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-388482

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARTIN KAISER (ALLSCHWIL)

DAS TAPFERE SCHNEIDERLEIN

Adolf Seebaß gewidmet

Die Geschichte vom tapferen Schneiderlein steht im «Wegkürzer» des Martin Montanus (Straßburg 1557) unter dem Titel «Von einem könig, schneyder, rysen, einhorn und wilden schwein[1]». Die Brüder Grimm hatten den Text zunächst weitgehend im Wortlaut des Originals übernommen («Kinder- und Haus-Märchen», Berlin 1812, Nr. 20 I «Von einem tapferen Schneider»), doch diese wissenschaftliche Haltung fand wenig Verständnis. Achim von Arnim tadelte die altertümliche Sprache der Märchenfassung: «Einem Kinde, das zu unserer Zeit sein Deutsch lernt, sind eine Menge Redeformen in der Erzählung des Martinus Montanus von dem tapferen Schneider unverständlich.» Jacob Grimm verteidigte den Text: «Laß auch in der Sprache und Erzählung mancher Märlein viel Unverständliches sein, wie in dem vom Schneider. Was thut das? man kann sie überschlagen und sich sogar freuen, darum noch etwas für die Zukunft zu behalten» (an Arnim, 25. 1. 1813). Er war also nicht bereit, allen Ansprüchen, die aus dem Titel der Märchensammlung abgeleitet werden konnten, nachzugeben. Gerade als Hausbuch sollte die Sammlung auch die Erwachsenen ansprechen und begleiten[2]. Die individuelle Qualität der Erzählung war ihm wichtiger als das pädagogische Postulat.

Vom Schneider zum Schneiderlein

Jacobs Verteidigung hatte keinen Erfolg, denn für die «Zweite vermehrte und verbesserte Auflage» (Berlin 1819) wurde das Märchen durch Wilhelm Grimm völlig umgestaltet. Die sprachliche Form wurde gründlich erneuert, so daß aus der alten Erzählung nur wenige Begriffe und Wendungen stehen blieben, die das Verständnis behindern konnten. Die Verständlichkeit ist daher auch der entscheidende Vorzug des neuen Textes. Die wichtigste Änderung betraf jedoch den Inhalt, denn in die neue Fassung wurden zwei «hessische», das heißt durch die Familie Hassenpflug vermittelte Schwänke eingearbeitet, von denen der größere bereits in der ersten Auflage abgedruckt war (KHM 1812, Nr. 20 II).

Die «hessischen» Erzählungen berichten von den Prahlereien, Ausreden und Kunststücken eines «Schneiderleins», das unter die Riesen gegangen ist. Der Held, der wie ein Lausbub allerlei – zuerst einen Käse, dann einen Vogel – aus dem Hosensack ziehen kann und die Zumutungen der Großen mit Ausreden abwehrt, ist eine Figur, mit der sich Kinder identifizieren können. Kein giantkiller, aber einer, der es den Großen zeigt. Diese Figur machte Wilhelm Grimm zum Vorbild für das ganze Märchen, das unter dem neuen Titel «Das tapfere Schneiderlein» veröffentlicht wurde[3]. Die Geschichte darf in dieser Fassung mit Recht als Kindermärchen bezeichnet werden. Erst jetzt war die Vorbedingung für eine breite Rezeption geschaffen und der Erfolg des Märchens gesichert.

Der Renommist

Die vom Märchenvater verordnete Fusion hat dem tapferen Schneider des Montanus (= KHM 1812, Nr. 20 I) nicht nur Gutes gebracht. Der Ur-Schneider überwindet wie David seine Gegner – die Riesen, das Einhorn, das wilde Schwein und, last not least, den Hof – mit unkonventionellen Methoden[4]. Er ist zwar ein ganz anderer als man denkt, leistet aber alles, was man von ihm erwartet. Er macht den andern etwas vor, doch

seine Erfolge sind nicht erlogen. Der Bluff ist ein Teil seiner Strategie, nicht der Kern seines Wesens[5].

Erst in der Bearbeitung werden die Züge des Renommisten, die in den «hessischen» Schwänken dominieren, dem Monsterbezwinger beigelegt. Das Mundwerk wird – von Auflage zu Auflage mehr – seine Lieblingswaffe. Er benutzt es zur rechten wie zur falschen Zeit. So erzählt er den «Kriegsleuten» schon vor dem Augenschein, die Riesen hätten sich mit Bäumen gegen ihn zur Wehr gesetzt. Seine Taten, zum Beispiel die Begegnung mit dem Einhorn, begleitet er mit platten Redensarten. Nach Montanus verliert der Schneider beim Anblick des gereizten Tiers keine Worte sondern reagiert rasch und zweckmäßig. In der neuen Fassung sagt er zum Willkomm: «Sachte, sachte, so geschwind geht das nicht» und zum Abschied: «Jetzt hab ich das Vöglein».

Die alte Fassung wußte noch etwas von den Sorgen eines Menschen, der seine Haut verkauft hat und übermenschlichen Ansprüchen genügen soll. Als «gewaltiger starker Kriegsmann» war der Schneider in Dienst genommen worden und sollte alsbald zwei Riesen, die als Räuber und Mörder nicht so harmlos waren wie der «hessische» Riese, umbringen. Der König hatte ihm das Himmelfahrtskommando übertragen, weil er «vermeinte, dadurch des Kriegsmanns abzukommen».

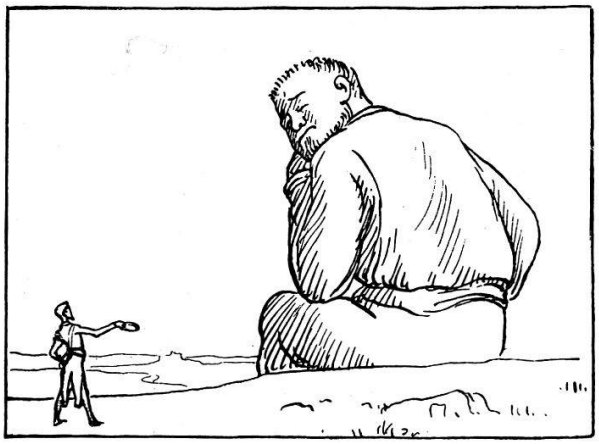
Montanus erzählt von der Erleichterung, mit welcher der kleine Held den guten Ausgang des selbstmörderischen Abenteuers empfand: «Als solch der schneider sahe, baß zu mut ward, dann er nie gewesen war» und «frölicher ab dem baum stige». In Wilhelm Grimms Bearbeitung wird ihm eine unverwüstliche Münchhausen-Munterkeit angedichtet und ein leichtfertiges Selbstvertrauen, das alles als machbar ansieht oder ausgibt. Das (Auf-)Schneiderlein beschert uns Gemeinplätze dieser Art: «die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht» oder «siebene auf einen Streich, das ist meine Sache» und «das ist ein Kinderspiel».

Das Männlein

Trotz seiner großen Töne ist der neue Märchenheld nur ein – oder «mein» – Schneiderlein, ein «Männlein», dessen Erscheinung der Bearbeiter ziemlich gönnerhaft mit Verkleinerungsformen beschreibt. Es streckt «sein zartes Häuptlein» aus dem Fenster, geht «seinem spitzigen Näschen» nach und läßt «seine Äuglein» hin und her gehen. Mit Deminutiven wird die Natur des Helden auch in Vergleichen beschrieben. Beim Aufbruch in die große Welt wackelt ihm sein Herz vor Freude «wie ein Lämmerschwänzchen[6]»; «wie ein Eichhörnchen» hätte er springen müssen, wenn die Riesen seinen Baum ausgerissen hätten. Im Tiervergleich wird die Figur noch mit den Titeln eines «Erpelmännchens» und eines «Grashüpfers» an ihre Winzigkeit erinnert. Kein Wunder, daß auch die Heimat des homunculanischen Helden, die «Stadt Romandia» (Montanus) zu einem namenlosen «Städtlein» verkümmert.

Die herabsetzende Verniedlichung war später sogar dem Bearbeiter unheimlich, denn aus dem «zarten Häuptlein» wurde wieder ein «zartes Haupt», aus dem «spitzigen Näschen» wieder eine «spitze Nase» und die «Äuglein» wurden gestrichen. Manches war eben nur so herausgerutscht, zum Beispiel das «spitzige Näschen». Eigentlich wollte Wilhelm Grimm mit einer Redensart berichten, daß das Schneiderlein «immer der Spitze seiner Nase nach» weitergegangen sei.

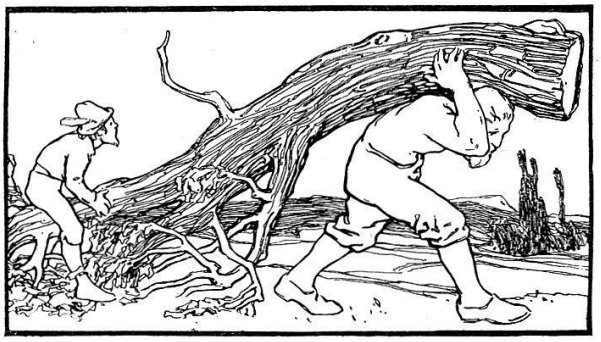
Leopold von Kalckreuth



Heinrich Strub

Dem Reiz einer Umformung konnte er nicht widerstehen und so kam das Schneiderlein zu seinem spitzigen Näschen, dem Liebling vieler Illustratoren.

Die Minimalisierung der Figur hat bedeutsame Folgen, wenn sie ins Bild übernommen wird. Das zum Däumling und Grashüpfer verkümmerte Männchen[7] verliert in der Konfrontation mit Riesen und Untieren seine Glaubwürdigkeit als Gegenspieler. Sogar dort, wo es den Finger an die Stirn legt, um zu zeigen, daß man die Stärke hier und nicht in den Muskeln haben muß (Heinrich Strub[8]), kann das winzige Männlein nicht ernst genommen werden.

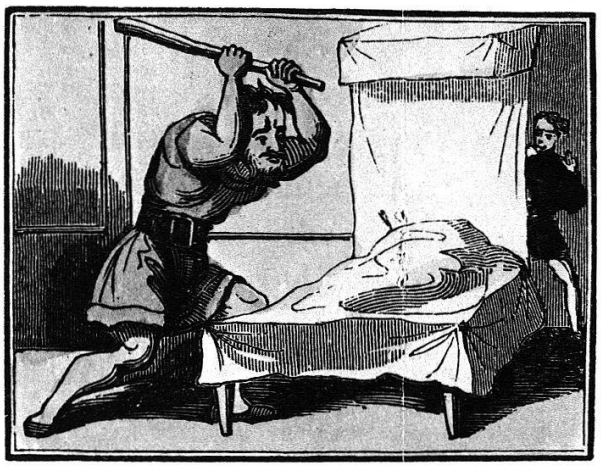


Otto Ubbelohde

Arthur Rackham

Der Kleine und der Große

Das Hauptstück des ersten hessischen Schwanks ist der Wettkampf des Schneiderleins mit einem Riesen. Der Kleine und der Große messen sich im Drücken, Werfen, Tragen, Biegen und Springen; ihre Auseinandersetzung ist ein Abbild von Wettspielen, wie sie unter Halbwüchsigen üblich sind. Das Spiel hat nur dann einen Sinn, wenn der Kleinere vom Größeren als Gegner im Wettkampf akzeptiert wird. Der Schneider darf daher im Bild nicht übertrieben minimalisiert und der Riese nicht zum Giganten gesteigert werden, wie es Kalckreuth[9], Hegenbarth[10], Strub und viele andere getan haben. Zwischen einer insektenhaften Erscheinung (Kalckreuth) und einem Riesen von Bergeshöhe (Strub) ist ein Wettkampf undenkbar.



Holzschnitt eines unbekannten Künstlers zu «The Gallant Little Tailor»

Urweltliche Größe, die viele Riesen der Sage auszeichnet, paßt nicht zu diesem Märchenriesen. Dem großen Kerl ist der Besuch der Volksschule kaum erspart geblieben, denn er soll und kann lesen, was der Schneider auf dem Gürtel stehen hat. Auch der Kleine weiß, daß er keinem barbarischen Monstrum im Lendenschurz (Taschner[11], Wacik[12], Hegenbarth und andere) gegenübersteht, denn er redet ihn wie einen Kum-

Kinder- und Haus-Märchen.

Gesammelt durch die Brüder Grimm.

Berlin,
in der Realschulbuchhandlung.
1812.

20.

Von einem tapfern Schneider.

I.

In einem Städtlein Romandia war ein Schneider gesessen, welcher auf ein Zeit, als er gearbeitet, einen Apfel bei sich liegen gehabt, darauf viel Fliegen, wie dann Sommerszeiten gewöhnlich, gesessen; das thät dem Schneider Zorn, nahm einen Fleck von Tuch und schlug auf den Apfel und erschlug der Fliegen sieben. Als solches der einfältige Schneider gesehen, gedacht er bei sich selbst, sein Sach sollte gut werden, ließ sich bald einen sehr schönen Harnisch machen und darauf mit goldenen Buchstaben schreiben: sieben auf einen Streich geschlagen! zog mit seinem Harnisch auf der Gasse, wer ihn besahe, der meinte, er hätte sieben Menschen auf einen Streich zu todt geschlagen; ward darnach von jedermann übel gefürchtet. Nun war in derselben Gegend ein König, dessen Lob weit und überall erschallte, zu dem sich der faule Schneider fügte, in den Hof trat, sich daselbst in das Gras niederlegte und schlief. Die Hofdiener, die aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen und die Ueberschrift lasen, sich sehr verwunderten, was dieser streitbare Mann, jetzt, zur Zeit des Friedens, in des Königs Hof thun wollt'; sie gedachten, ohn Zweifel sey es ein großer Herr. Die Herren Räthe, so ihn gleichfalls gesehen, königl. Majestät solches zu wissen thäten mit Anzeigung, daß, wo sich Zwiespalt begebe, er ein sehr nützlicher Mann wäre. Dem König die Reden wohl gefielen, bald nach dem geharnischten Schneider schickte, ihn, ob er Dienst begehret, fragte; dem der Schneider bald antwortete, er darum allher kommen wäre, und bäte königliche Majestät, wo sie ihn zu brauchen hätte,

allergnädigst Dienst mitzutheilen. Der König ihm bald Dienst zusagte und ihm ein besonder Losament verordnete. Nun es stund nicht lange Zeit, die Reuter wurden dem guten Schneider gram, hätten gewollt, daß er beim Teufel wär, denn sie geforcht, wo sie mit ihm sollten uneins werden, mögten sie ihm keinen Widerstand thun, wann er allwegen sieben auf einen Streich zu todt schlagen würde; stets gedachten, wie sie doch von dem Kriegsmann kommen mögten, doch letztlich zu Rath wurden und mit einander überein kamen, all miteinander vor den König zu treten und um Urlaub zu bitten, welches auch geschahe. Der König, als er sahe alle seine Diener um eines Mannes willen Urlaub nehmen, ein traurigerer Mann er nie ward, hät gewollt, er hätt den Kriegsmann nie gesehen, durft ihm doch nicht Urlaub geben, dann er forchte, er sammt allem seinen Volk zu todt geschlagen und hernach sein Reich von dem Krieger besessen werde. Suchte Rath und nach langem Hin- und Hergedenken letztlich einen Sinn erfande, vermeinte dadurch des Kriegsmannes (den niemand für einen Schneider schätzte), abzukommen, nach ihm schickte, ihm vorhielt, wie er wohl vernommen, daß er ein gewaltiger starker Kriegsmann wäre, nun hätt er zwei Riesen im Wald, die ihm außermaßen groß Schaden thäten mit rauben, morden, brennen, einem und dem andern, und man könnte ihnen weder mit Waffen noch andern Dingen zukommen, denn sie erschlügen alles; und so er sich unterstehn wollt, die Riesen umzubringen und brächte sie um, so wollt' er ihm seine Tochter zu einem Weib und sein halb Königreich zu einer Ehsteuer geben, wollt ihm auch hundert Reuter zu Hilf wider die Riesen geben. Der Schneider war wohl zu Muth, daß er sollt eines Königs Tochtermann werden, sprach, er wollt gern die Riesen umbringen, und wohl ohne Hilf der Reuter sie zu tödten wisse. Demnächst zu Wald sich verfügte, die Reuter vor dem Wald warten hieß, hineintrat, von weitem lugte, ob er die Riesen irgend sehen mögte, doch nach langem Suchen sie unter einem Baum schlafend fand und schnarchelten, daß die Aest an den Bäumen sich bogen. Der Schneider sich nicht lange besann, was ihm zu thun wäre, schnell sein Busen voll Stein lase, auf den Baum, darunter sie lagen, stiege, anfing den einen mit dem Stein auf seine Brust zu werfen, davon er alsbald erwachte, über den andern zürnen ward, und sagte, warum er ihn schlüg? der andere aber entschuldigte sich so best' er mogte; indem sie wieder schlafen wollten, der Schneider wieder einen Stein faßte und den andern warf, darvon er über sein Mitgesellen zürnen ward und sagte, warum er ihn werfe? Als sie aber von solchem Zanken ließen und ihnen die Augen zugangen waren, der Schneider gar heftig auf den ersten warf, daß der Riese nicht mehr vertragen mogte, seinen Gesellen heftig schluge (dann er vermeinte, er wäre von ihm geschlagen), welches der andere auch nicht leiden wollt', aufstunden, Bäum ausrissen und einander selb zu todt schlugen, doch zu allem Glück den Baum, darauf der Schneider saß, stehen ließen. Als solches der Schneider sahe, baß zu Muth ward, dann er nie gewesen war, fröhlichen ab dem Baum stiege, jeglichem mit seinem Schwert ein Wunden oder etlich schlug und wieder aus dem Wald zu den Reutern ging. Die Reuter ihn fragten, ob er die Riesen nirgends gesehen hätte? „ja, sagte der Schneider, ich hab sie zu todt geschlagen und unter dem Baum liegen lassen.“ Sie wolltens aber nicht glauben, daß er also unverletzt sollt' von den Riesen kommen, sondern ritten in den Wald, dies Wunder zu besichtigen, und fandens also, wie ihnen der Schneider gesagt hatte. Darob sie sich sehr verwunderten, großen Schrecken empfingen und noch übler zu Muth waren, dann vor, dann sie mehr forchten, er würd sie, wo er ihnen Feind wär' all umbringen, ritten also heim und sagten dem König die That an. Der Schneider begerte die Tochter mit sammt dem halben Königreich; der König, als er sahe die Riesen erwürgt, deswegen er seine Tochter dem unbekannten Krieger sollt zur Eh geben, war ihn seines Verheißens sehr gereuen, gedacht, wie er doch sein mit Fügen mögt abkommen, dann er ihm die Tochter zu geben keineswegs gesinnet. Dem Schneider noch einmal sagte, wie er ein Einhorn im Walde hätte, das ihm so sehr großen Schaden an Fisch und Leut thät, wenn er dasselbige fing, wollt er ihm die Tochter geben. Der Schneider war dessen wohl zufrieden, nahm ein Stricklein, ging zum Wald, befahl seinen Zugeordneten, heraußen zu warten, er wollt al-

lein hinein, spazierte also im Walde umher. Indem ersah er das Einhorn gegen ihn daher springen, der Meinung ihn umzubringen; der Schneider aber war nicht unbehend, wartete bis das Einhorn gar nahe zu ihm kam, und als es nahe bei ihm war, stellte er sich hinter den Baum dabei er zu allernächst war; das Einhorn aber, so sich in vollem Lauf nicht wenden konnt, mit dem Horn in den Baum lief und also darin unverwendt stecken blieb. Als solches der Schneider sah, herzuginge, dem Einhorn den Strick, so er mit sich genommen hätt, um den Hals thät und an den Baum bande, hinaus zu seinen Gesellen ging, ihnen seinen Sieg über das Einhorn anzeigt, solches hernach dem König zu wissen thät, welcher außer der Maßen traurig war, nicht wußt, wie ihm zu thun wäre, dann der Schneider der Tochter begert. Doch begert der König noch einmal an den Kriegsmann, er sollt ihm das wilde Schwein, so im Wald liefe, fahen, hernach wollt er ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wollt' ihm auch seine Jäger zuordnen, die ihm helfen sollten das Wildschwein fahen. Der Schneider zog mit seinen Gesellen zum Wald, wie sie dazu kamen, befahl er ihnen heraußer zu bleiben, daß sie gar wohl zufrieden waren, denn das Schwein sie dermaßen oft empfangen, daß sie ihm nicht mehr begerten nachzustellen, dankten ihm fleißig. Der Schneider trat hinein, und als ihn das Schwein ersahe, lief es gleich auf ihn mit schaumendem Mund und wetzenden Zähnen und wollt' ihn zur Erde werfen. Zu allem Glück aber stunde eine Capelle in dem Wald, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, darbei eben der Schneider war, und als der Schneider solches ersahe, zunächst in die Capelle lief, oben zum Fenster wieder hinaussprang, dem die Sau alsbald nachfolgte und in dem Capellein stand; der Schneider aber lief gleich zu der Thüre, schlug die zu und versperrte das Gewild im Kirchlein. Demnächst er hinging und seinen Gesellen solches anzeigt, die mit einander heim ritten und es dem König anzeigten. Ob der König solcher Mähr froh oder traurig gewesen, mag ein jeglichs gering verständig leichtlich abnehmen, dann er sein Tochter dem Schneider hat geben müssen; zweifelt mir aber gar nicht, hätt' er gewußt, daß er ein Schneider wäre, er hätt' ihm eh' einen Strick gegeben, als seine Tochter. Nun der König mußt seine Tochter einem Unbekannten geben, nicht mit kleiner Bekümmerniß; darnach aber der gut Schneider wenig fragt, er allein gedacht, wie er des Königs Tochtermann werden möge. Also war die Hochzeit mit kleinen Freuden vollbracht und aus einem Schneider ein König gemacht. Nun als er etliche Nächt bei seiner Braut gelegen, hat er im Schlaf geredet und gesagt: „Knecht, mach mir das Wamms, flick mir die Hosen, oder ich will dir das Ehlmaß über die Ohren schlagen." Welches die gut Jungfrau wahr genommen hat, solches ihrem Herrn Vater, dem König, anzeigte, ihn darbei auch bat, er sollt' sie des Mannes abhelfen, dann sie wohl merke, daß er ein Schneider wäre. Solche Red dem König sein Herz durchschnitten, daß er seine einzige Tochter einem Schneider gegeben hätte: doch tröstete er sie aufs beste und sagte, sie sollt die zukünftig Nacht die Kammer öffnen, so wollt' er etliche Diener vor die Kammer stellen, und wann er mehr also sagt, müßten sie hineingehen: solches der Frauen Gefallen war. Nun hätt der König am Hof einen Waffenträger, der dem Schneider hold war und des Königs Red zu der Frauen gehört hatte, sich schnell zum jungen König fügte, und ihm das schwere Urtheil, so über ihn gegangen, eröffnete mit Bitten, er wolle sich so best er mögt, verwahren. Der Schneider sagt ihm seines Warnens großen Dank: er wüßte dieser Sachen wohl zu thun. Wie nun die Nacht kommen war, der Schneider sich mit der jungen Königin legte nicht anders thäte, als ob er schlief, die Frau aber stund heimlich auf, öffnete die Kammer und legte sich wieder zu Bett. Der Schneider, der solches alles gehört, fing an zu reden, gleich als im Schlaf mit heller Stimm, daß die vor der Kammer wohl hören mögten: „Knecht, mach mir die Hosen, bletz mir das Wammes, oder ich will dir das Ehlmaß über die Ohren schlagen, ich hab sieben auf ein Strich zu todt geschlagen, ich hab ein Einhorn sammt einer wilden Sau gefangen, sollt' ich dann die vor der Kammer fürchten?" Die vor der Kammer, als sie solche Wort vernommen, nicht anderst flohen, oder als jagten sie tausend Teufel, und keiner wollt' seyn, der sich an den Schneider richten wollt', also blieb der Schneider sein Lebtag ein König.

II.

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch vor dem Fenster, da kam eine Bauersfrau der Straße daher und rief: „gut Mus feil! gut Mus feil!" — da streckte das Schneiderlein seinen Kopf zum Fenster hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, ihr macht einen guten Kauf." Als die Frau hinauf kam, besah es alle Töpfe, zuletzt kaufte es sich ein Viertelpfund. Darnach schnitt es ein Stück Brot über den ganzen Laib, schmierte das Mus darauf, legte es neben sich auf den Tisch und gedacht, du wirst gut schmecken, aber erst will ich das eine Camisol fertig machen, eh ich dich esse; fing an zu nähen und machte große Stiche vor Freuden. Indeß ging der Geruch von dem Mus auf und zu den Fliegen, da kamen sie in Menge und setzten sich auf sein Musbrot „Wer hat euch zu Gast gebeten," sagte es und jagte sie fort; es dauerte aber nicht lange, so kamen sie von neuem und ließen sich noch zahlreicher auf das Musbrot nieder. Mein Schneiderlein ward bös, ergriff einen großen Tuchlappen und: „euch will ichs geben" schlug es drauf. Darnach zog es ab und zählte, wie viel es getroffen, da lagen neun und zwanzig todt vor ihm. „Bist du so ein Kerl!" sprach es und verwundert sich über sich selbst und in der Freude seines Herzens nähte es sich einen Gürtel und stickte darauf: 29 auf einen Streich! „Du mußt in die Welt hinein!" dacht das Schneiderlein, band sich den Gürtel um den Leib und sucht' im Haus, ob nichts da wär zum mitnehmen, da fand es einen alten Käs, den steckt' es in die Tasche, unterwegs fing es einen Vogel, der mußte auch hinein. Das Schneiderlein stieg auf einen hohen Berg, wie es oben hin kam, saß da auf der Spitze ein großer Riese, zu dem sprach es: „Cammerad, wie gehts, ihr seht euch wohl hier oben in der Welt um, ich will mich auch hinein begeben." Der Riese aber blickte ihn verächtlich an und sprach: „du bist ein miserabeler Kerl." Das Schneiderlein knöpfte seinen Rock auf, zeigte dem Riesen den Gürtel: „da kannst du sehen, was du für einen Mann vor dir hast." Der Riese las die Worte: 29 auf einen Streich! und weil er meinte 29 Menschen auf einen Streich erschlagen, fing er an Respect vor dem Schneiderlein zu kriegen, doch wollt er es erst prüfen. Da nahm er einen Stein und drückte ihn so stark, daß das Wasser herauslief: „so stark bist du doch nicht." — „Wenns weiter nichts ist, sagte das Schneiderlein, das kann ich auch." Darauf griff es in die Tasche, holte den faulen Käs und drückte ihn, daß der Saft heraus lief: „gelt! das war noch besser." Der Riese verwunderte sich, nahm einen Stein und warf ihn so hoch, daß man ihn kaum mehr sehen konnte: „das mach mir nach." — „Der Wurf war gut, sagte das Schneiderlein, doch hat dein Stein wieder zur Erde fallen müssen, ich aber will dir einen werfen, der soll gar nicht wiederkommen." Da nahm es den Vogel aus der Tasche und warf ihn in die Luft und der Vogel flog ganz fort: „wie gefällt dir das!" der Riese erstaunte, schlug sich zu ihm und sie gingen zusammen weiter. Da kamen sie an einen Kirschbaum, der Riese nahm die Krone und bog sie herunter und gab sie dem Schneiderlein, daß es auch davon essen könnte. Das Schneiderlein aber war zu schwach und konnte der Stärke des Baums nicht widerstehen und ward mit in die Höhe geschnellt. „Was ist das, sagte der Riese, hast du die schwache Gerte nicht halten können!" — „Das ist ja nichts, antwortete das Schneiderlein dazu, für einen der 29 auf einen Streich getroffen hat: weißt du, warum ich es gethan habe? da unten da schießen die Jäger in das Gebüsch, da bin ich flugs über den Baum hinüber gesprungen, das thust du mir nicht nach." Der Riese glaubte nun es überträf niemand auf der Welt das Schneiderlein an Stärke und Klugheit.

(Das weitere fehlt.)

pel an: «Gelt Kamerad, du sitzest da und schaust in die Welt? Ich bin willens mich auch hinein zu begeben; hast du Lust mitzugehen?» Es ist daher am sinnvollsten, den Riesen nicht als nackten Wilden zu interpretieren sondern in ländlicher Kleidung auftreten zu lassen [13] (Ubbelohde [14], Kredel [15], Leupin [16], Klemke [17]).

Trotz seiner Vorliebe für die wilden Männer [18] hat Ignaz Taschner das Zusammentreffen des Kleinen mit dem Großen als echte Begegnung aufgefaßt und durch die Konfrontation des sitzenden Riesen mit dem breitbeinig dastehenden Schneider eine Annäherung der Partner auch im Format erreicht [19]. In der Wahrung der Dimensionen zeigen auch Ubbelohde und Kredel den nüchternen Sinn für das Maß, der ihre Illustrationen auszeichnet [19a].

George Cruikshank

Herbert Leupin

Bö (Carl Böckli)

Wo die Statur des Riesen kolossales Ausmaß erreicht (Leupin, Strub), ist nur ein symbolisches Verständnis möglich, das jenseits der Illustration produktiv werden kann. Von Leupins Bild (1944) – das Schneiderlein stupft mit seinem Regenschirm den Bauch des gewaltigen Riesen – ist es nur ein kleiner Schritt zur berühmten Bö-Karikatur von 1946, auf der ein winziger Zivilist auf der Leiter einen Kolossal-Oberst zum Rückzug auffordert.

Der faule und der fleißige Schneider

Wilhelm Grimms Schneiderlein bietet mehr für Aug und Ohr als die alte Figur. Das zarte aber zungenfertige Männlein setzt sich gern in Szene, ist drolliger und unterhaltsamer als der Schneider des Montanus. Die Veräußerlichung hat aber auch andere Folgen. Die Gefühle und Motive des lustigen Stehaufmännchens werden nicht ernst genommen. In der Urfassung wird noch zu verstehen gegeben, daß ein Meister, der so schnell «Nadel, Schere und Bügeleisen an den Nagel hängt», in seinem Beruf nicht, oder nicht mehr am rechten Platz ist. Die Arbeit, die er gelernt hat und versteht, befriedigt ihn nicht. Für einen Schneider ist der Mann zu schlecht oder zu gut. Eben weil er nicht mit ganzem Herzen bei der Sache ist, nennt ihn Montanus (= KHM 1812) den «faulen» Schneider. Die Erzählung bestätigt diese Einschätzung, denn wer sich so ausgiebig mit den Fliegen beschäftigt, will oder kann sich nicht auf die Arbeit konzentrieren.

Die Neufassung hat das unfreundliche Attribut unterdrückt, doch kommt es noch besser, denn zuletzt wird der Held ein fleißiger Arbeiter, so emsig und munter wie Johann der Seifensieder. In der endgültigen Version beginnt das Märchen mit einem erbaulichen Bild: das Schneiderlein, das auf seinem Tisch sitzt, «ist guter Dinge» und «näht aus Leibeskräften». Der Sommermorgen des Märchenanfangs ist noch schöner geworden, weil die Spuren der Frustration getilgt sind. Uns wird ein Handwerker gezeigt, wie er sein soll.

Lea Grundig

Der musterhafte Schneider ist das Werk Wilhelm Grimms, der diskret aber konstant die Märchen pädagogisch verbessert[20]. Was einmal war, die in der Überlieferung festgehaltene gesellschaftliche Wirklichkeit, ist ihm nicht so wichtig wie das, was sein sollte. Wir dürfen lächeln über die zierliche Figur im Schneidersitz, über ihr zartes Haupt und ihre lüsterne Verschlecktheit, doch am Berufsethos darf nicht gezweifelt werden, denn Arbeit macht das Leben süß[21].

Ganz andere Töne als bei Wilhelm Grimm hört man in der plattdeutschen Version des Märchens[22]. Das Idealbild vom fleißigen Arbeitsmann findet keinen Anklang, denn dort wird von trüben Stimmungen und harter Arbeit im Brotberuf erzählt: «Dar is mal 'n lütten Snieder west, de hett op 'n Sniederdisch seten un hett neiht. Wat hest du dat doch eenmal suur, denkt he, dat du hier so mit de iesern Stang rüm hantieren mußt!» (Wilhelm Wisser, De Snieder un de Ries). Es ist bemerkenswert, daß der realistische Bericht des Volkserzählers das Mitgefühl zeigen kann, das im Idealbild des Buchmärchens nicht zu spüren ist.

Die Werkstatt

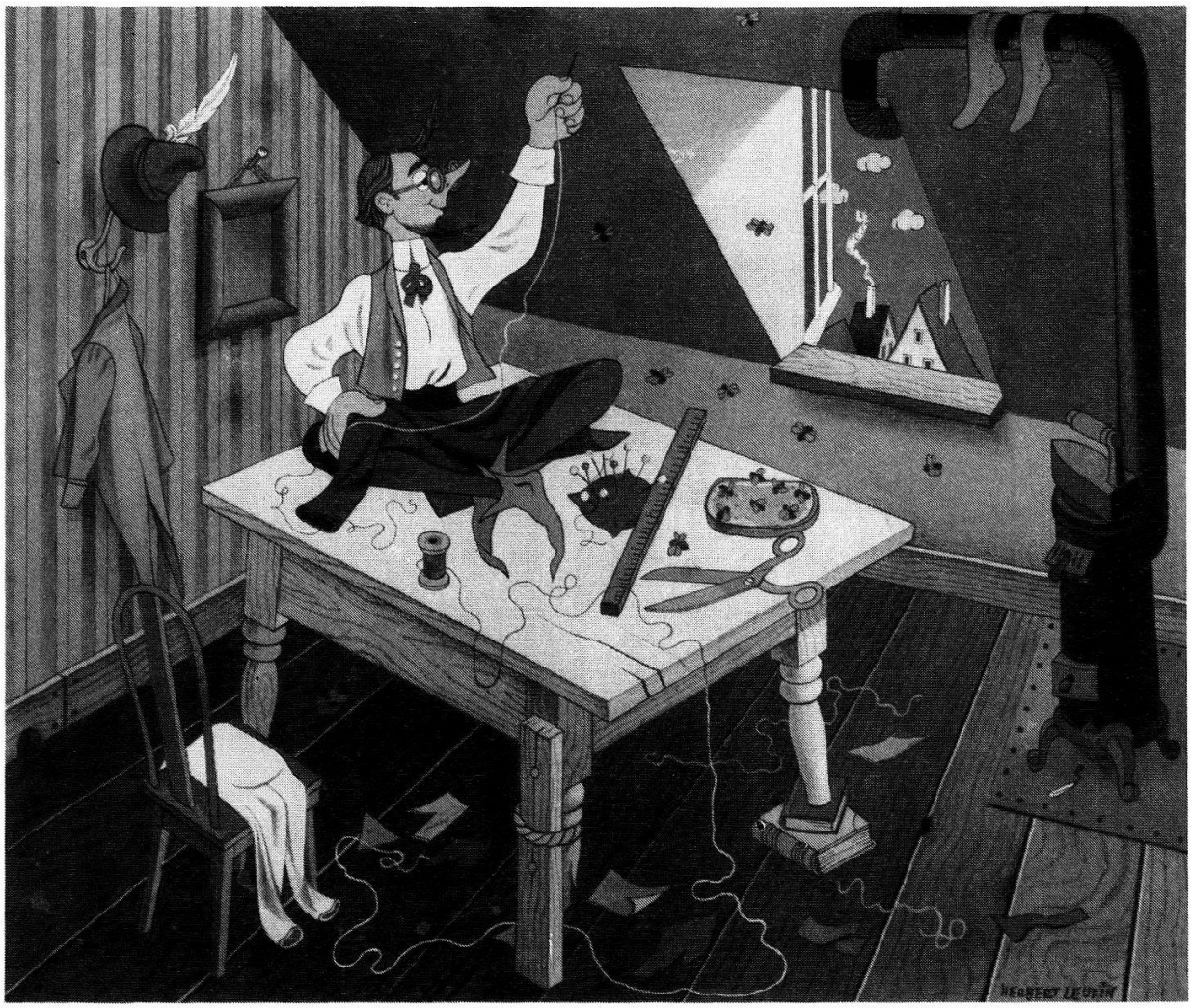
Montanus und der hessische Schwank erzählen zum Eingang die gleiche Geschichte und haben einen gemeinsamen Schauplatz. In der Werkstatt beginnt das Märchen vom Siebentöter, der aus Mücken Elephanten machen konnte. Zu Hause, bei der Arbeit und beim Trödeln, hat der Schneider Zeit für seine Größenphantasien. Hier ist er der «Einzige», regiert über den Lehrjungen und duldet keine Konkurrenz, auch nicht die der Fliegen. Das Streitobjekt ist ein Apfel (Montanus) oder das Mus.

Montanus erzählt ohne Umschweife und kann bereits im zweiten Satz des Märchens den großen Schlag vorführen: «Das dem schneider zorn thon hat, ein fleck von tuch genommen, auff den apffel geschlagen und der fleugen siben erschlagen.» Mit dem Mus der hessischen Version ist als Vorbericht der

Josef Hegenbarth

hübsche Schwank vom anspruchsvollen aber armseligen Käufer verbunden. Freilich «beißen» sich die Geschichten des unbekümmerten Erzählers. Zuerst hören wir von einem sparsamen Handwerker, der ein bescheidenes Quantum aus dem süßen Angebot erwirbt und den Genuß als Lohn der Arbeit auf später verschiebt, dann soll die gleiche Person fähig sein, Mus und Brot mit einem Schlag zu ruinieren. Die mündliche Überlieferung hilft sich mit Korrekturen und setzt den Schlag post festum an. In der plattdeutschen Erzählung (De Snieder un de Ries) schlägt der Schneider erst nach dem Kaffeetrinken auf den leeren Tisch, im Schweizer Märchen (Der stark Schnider[23]) auf einen eingewickelten Rest von erbetteltem «Ziger» (Kräuterkäse).

Otto Ubbelohde



Herbert Leupin

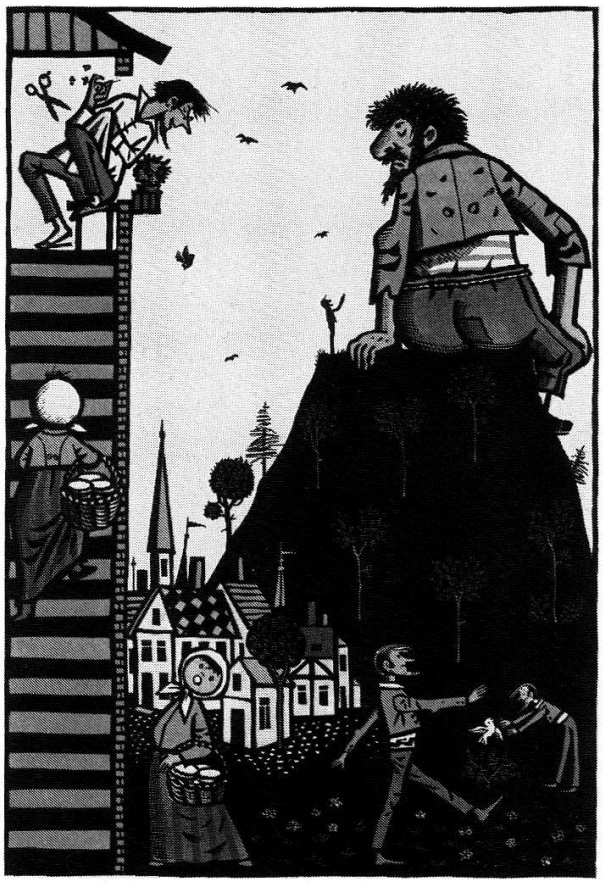
Es ist jedenfalls nicht leicht, den Schlag aufs Musbrot überzeugend ins Bild zu setzen. Viele Künstler zeigen lieber das, was vorausgeht. Am schönsten macht es Heinrich Strub, auf dessen Bild der Schneider die startbereiten Fliegen mit drohend erhobenem Finger vor Übergriffen warnt. Hegenbarth zeigt das dicke Ende, den Schlag gegen die Brot-Besetzer. Er interpretiert den Schneider als jähzornigen Choleriker, der mit hochgezogenen Brauen und bösem Blick auf die Feinde starrt, während er weitausholend zum Schlag ansetzt. Wer so in Rage kommt, denkt nicht mehr ans Sparen und Bewahren.

Die Vorgeschichte (der Muskauf) könnte ebensogut fehlen, Bedeutung gewinnt sie dadurch, daß sie den Standort des Schneiderleins festlegt. Das wohnt jetzt unterm Dach, zumindest in luftiger Höhe, «drei Treppen hoch». Die Mansarde hat einen rauhen Hintergrund in der Wirklichkeit. Dachkammern, in denen man, so gut es ging, leben und überleben mußte, waren Wohn- und Arbeitsstätten vieler Näherinnen und Schneider. Die Illustrationsgeschichte zeigt aber, daß das Motiv nur in seinem idyllischen Aspekt aufgenommen worden ist.

Bei Ubbelohde hat der junge Meister einen reizenden Ausblick aus dem großen Doppelfenster auf stilvolle Häuserfronten. Lea Grundig[24] zeigt hinter dem Dachfenster eine Alt-Nürnberger Kulisse mit Mauern und Zinnen, Türmen und Fachwerkgiebeln. Wacik setzt einen prächtigen Kachelofen in die Kammer und stellt einen kunstvoll geschnitzten Stuhl unter die alte Wanduhr.

Leupins Bild ist ein Spitzwegidyll. Die Zimmereinrichtung des «armen Poeten» ist teilweise übernommen. Defektes Mobiliar und die wohlarrangierte Unordnung auf dem Fußboden stören kaum die kleinbürgerliche Behaglichkeit. Auch Janosch[25] zeigt Idyllisches und Vergammeltes in trautem Verein.

Von romantischer Einsamkeit des Helden ist in Ludwig Richters Titelbild[26] nichts zu bemerken. Seine Vorlage, Bechsteins Märchen «Vom tapferen Schneiderlein», folgt dem Montanus. Richter zeigt eine Werkstatt an der Straße, der Schneider ist als Ladenbesitzer umgeben von Stoffballen und feinen Tüchern. Dieser Schneider arbeitet im Blickfeld der Kundschaft. Er sitzt unter einem offenen Bogen, sein linkes Bein ist schon draußen auf der kleinen vorgebauten Holzbühne. Die unter freiem Himmel ausgelegte Ware verstärkt den Eindruck einer fast mediterranen Zugänglichkeit der Werkstätte. Auf Privates verweist nur der Apfel. Der Name auf dem Ladenschild – Johannes Meckerling – und die Geiß, die just unter dem Schneider ins Bild trabt, stammen aus dem Fundus der traditionellen Schneiderverspottung. Die Satire gilt dem Beruf, nicht der Person.



Werner Klemke

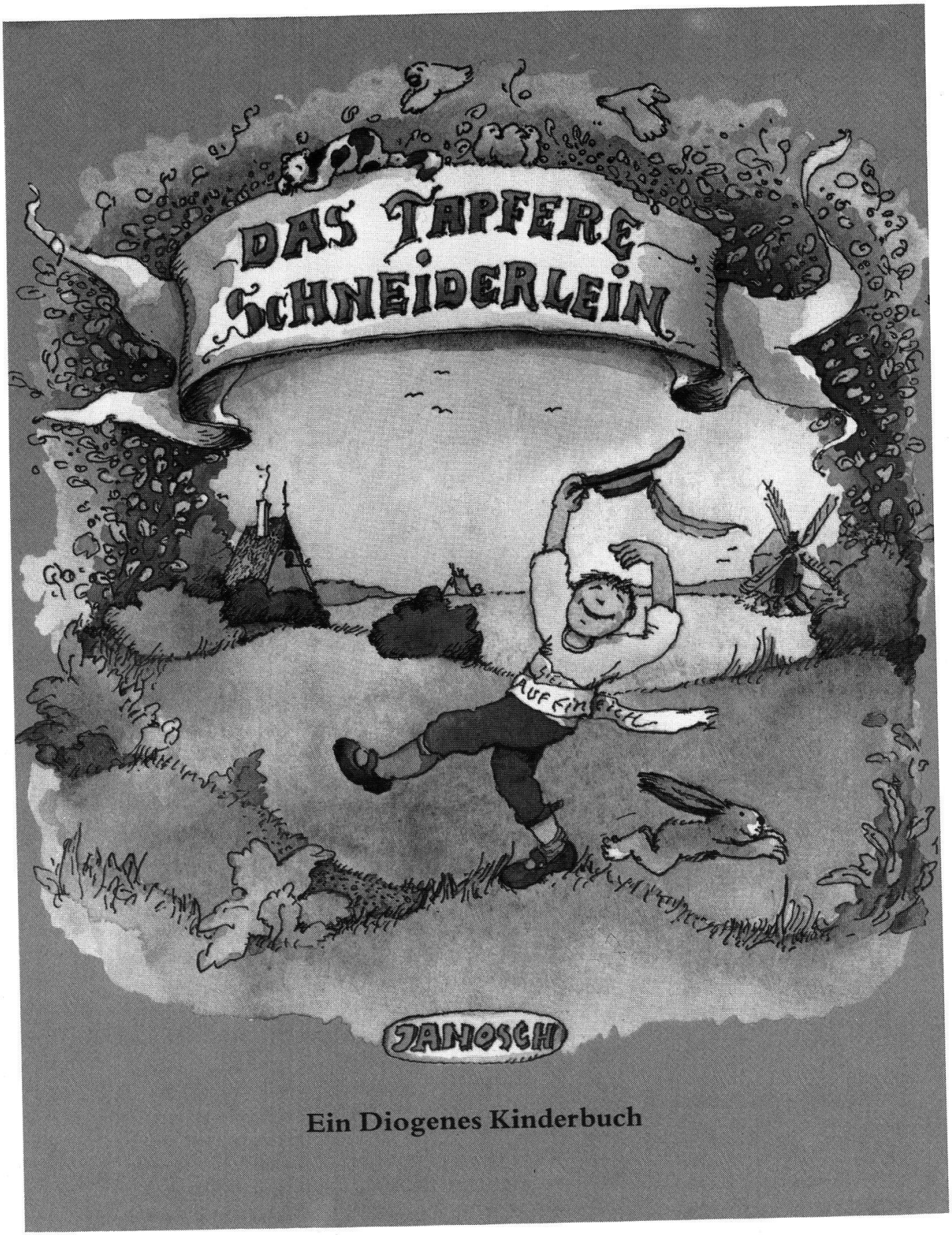
Ludwig Richter

Verspottung und Erhöhung hat Richter in Zusammenhang gebracht. Direkt mit dem Titelbild verbunden ist das Initial des Märchens; es zeigt den Schneider[27] in vollem Harnisch, mit Schild und Standarte als Statue oder Brunnenfigur des neuen Herrschers. Denn bekanntlich «blieb der Schneider ein König all sein Lebetag und bis an sein Ende» (Bechstein).

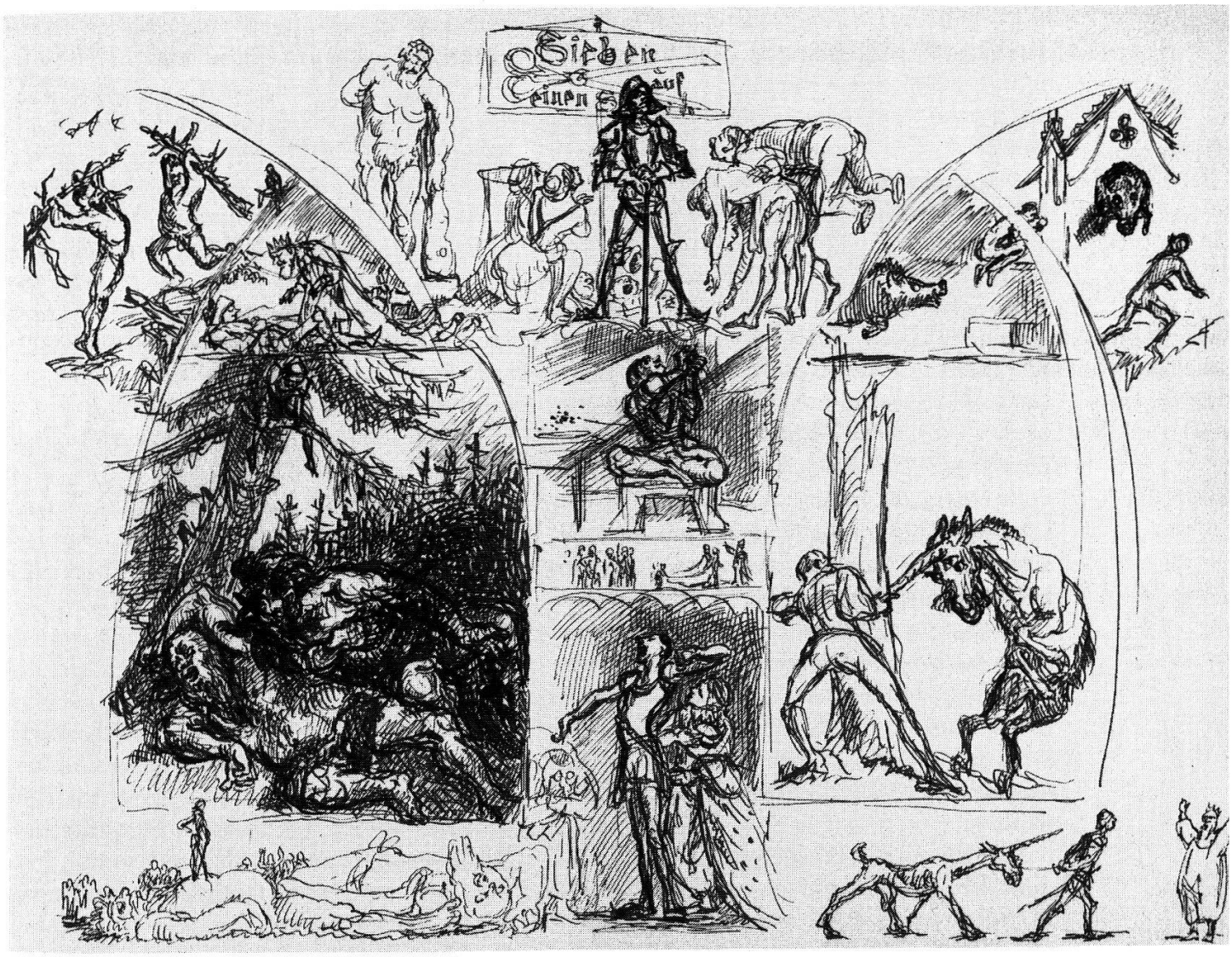
Richters Komposition ist eine auch buchtechnisch wundervoll gelungene Ouverture. Der Kontrast zwischen Schere und Standarte, zwischen der zivilen Szene und der heroischen Figur ist der genaue Ausdruck der Gegensätze, die im Märchen ineinandergreifen.

Gürtel oder Harnisch?

Sieben tote Fliegen[28] als Resultat seiner zornigen Reaktion bringen den Schneider zur Überzeugung, «sein Sach sollte gut wer-



Janosch (Horst Eckert)



Max Slevogt

den». Er hat eine Erleuchtung, glaubt an seine Bestimmung, weil er sich bewiesen hat, daß er dreinschlagen kann[29]. Der lang gestaute Wunschdruck kann sich in Ideen und Aktionen entladen. Er erfindet einen Slogan und kreiert eine Figur, deren Rolle von ihm selbst gespielt wird. Mit einem «Schlag» fühlt er sich stark genug für die Welt und geht «auf die Gasse». Vor dem Auftritt läßt er sich «einen sehr schönen Harnisch machen» und darauf mit goldenen Buchstaben seine Devise schreiben. Der Erfolg gibt ihm recht. Als Siebentöter wird er, zuerst in der Stadt, dann am Hof, gefürchtet und bewundert. So erzählt Montanus (KHM 1812).

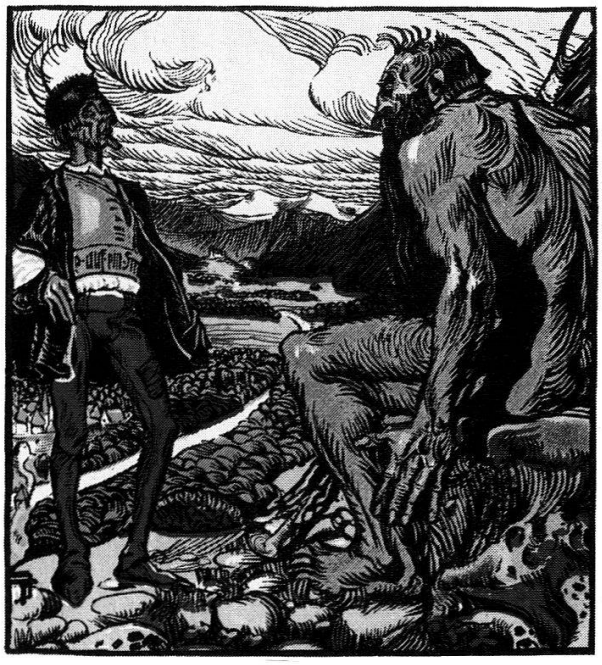
Die neue Märchenfassung folgt dem hessischen Schwank. Die historischen Bezüge, alle Angaben der alten Erzählung, die an Urs Graf und verwandte Gestalten erinnern könnten, an Handwerker, die ihre Werkstatt verließen und Landsknechte wurden, sind aufgegeben. Auch der Harnisch ist verschwunden, alles geht leichter, schneller und billiger. Für den Weg ins neue Leben genügt ein selbstgemachter Gürtel, das Markenzeichen des «Schneiderleins»: «Und in der Hast schnitt es sich einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: ‹Siebene auf einen Streich!›» (KHM 1819). Der Siegeszug des Stoffgürtels reicht bis in

die Gegenwart. 1986 erscheint er in Janoschs Bilderbuch als «lässige» Bauchbinde, die man bei Bedarf abrollen und vorzeigen oder auch zum Anhängen von Orden benutzen kann[30].

Der gestickte Gürtel ist nicht überall beliebt. In Hegenbarths Bildern wird er, wohl aus stilistischen Gründen, verdrängt. Guy Mérat[31] entscheidet sich für einen schlichten Ledergürtel. Ihm kommt es darauf an, das Bild eines zähen, kleinen Helden zu schaffen, der auch ohne Slogan überzeugt. Bedeutsam ist, daß Max Slevogt[32] das populäre Requisit nicht aufgreifen wollte und dem Harnisch treu blieb. Zu seinem Schneider gehört der volle Harnisch. Er paßt gut zu der drahtigen, schlanken Figur, die den Eindruck der Winzigkeit gar nicht aufkommen läßt. Den Harnisch trägt der Schneider als unbekannter Kriegsmann im Schloßhof, bei der Abführung des Einhorns[33] und in voller Glorie bei Krönung und Huldigung. Slevogts Bilder bleiben im wesentlichen in der Nachfolge Bechsteins, der mit guten Gründen der Kontamination Wilhelm Grimms nicht folgen wollte.

Unter veränderten Zeitumständen ist aus dem Reisläufer ein Handwerksbursch «uf Wanderschaft» geworden (Der stark Schnider). Für diesen Stand hat sich auch Wacik entschieden, der das tapfere Schneiderlein mit Zylinder und Ränzel im Reisemantel auf die Walz schickt[34]. Das Schweizer Märchen berichtet, daß sich der «Schnider» nach dem «Chlapf» ein Schild mit seinem Slogan «a Rügge hänkt». Eine reizvolle Illustration (von J. B. Weißbrod) aus dem Jahr 1872[35], die fast als Dokument aus der Frühzeit der Reklame verstanden werden könnte, zeigt ihn mit der umgehängten Tafel. Der Schneider als «Sandwichman».

Ignaz Taschner



Max Slevogt

Entschärfungen

Mit dem Erscheinen des Schneiders am Hofe beginnt der zweite Teil des Märchens, dessen einzige Vorlage die Erzählung des Montanus gewesen ist. Ein Vergleich der Bearbeitung mit dem Original zeigt, wie die Bedenklichkeiten einer ängstlicheren Zeit eine Geschichte verändert haben, die nicht für Kinder bestimmt sondern «den Mannen und allen Weybspersonen zu gutem fürgeschrieben» war.

Der Schneider des Montanus ist ein komischer Held, dessen eigentümliche Echtheit und paradoxe Größe der Erzähler nie in Frage stellt. Er ist «einfältig» und klug, er übertreibt und kennt seine Grenzen, er flieht und ist tapfer. Dumm und ängstlich sind eher die «Reuter» (Montanus/KHM 1812. «Ritter» Bechstein). Die «hätten gewollt, daß er beim Teufel wär» (KHM 1812 nach Montanus), «wünschten, es wär beim Teufel» (KHM 1819), «wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg» (KHM 1857). Sie finden aber als der Weisheit letzten Schluß nur den Ausweg, ihren Abschied zu fordern: «letztlich zu Rath wurden und miteinander überein kamen, all miteinander vor den König zu treten und um Urlaub zu bitten» (KHM 1812 nach Montanus).

Draußen auf dem Rasen des Schlosses ist der Held zuerst in Erscheinung getreten und ein Außenseiter bleibt er. Der Bürger wird kein Kavalier, er möchte nicht aufs hohe Roß umsteigen, sondern bleibt ein Landsknecht im «besonderen Losament» und auf eigenen Füßen. Weder durch Forderungen noch durch Drohungen läßt er sich einschüchtern und nimmt Auszeichnungen und Belohnungen ohne Verlegenheit in Empfang. Für König und Adel gibt es nichts zu lachen. Die Angst vor dem «Kriegsmann», den sie bald wieder loswerden möchten, wird durch seine kontrollierbaren Erfolge gewaltig gesteigert.

Die Voraussetzung für sein Eingreifen war das Versagen der «Reuter» und der ebenfalls berittenen Jäger. Wenn die hätten helfen und retten können, wäre der Schneider ohne Chancen geblieben. Montanus betont das, denn der König versichert, man könne dem Riesen «nicht mit Waffen beikommen», und die Jäger danken dem Schneider «fleißig» dafür, «daß er sich allein in die Gefahr wage und sie dahinten lasse», denn das Wildschwein hatte sie «dermaßen oft empfangen, daß sie ihm nicht mehr begehrten nachzustellen».

Wilhelm Grimm mildert und entfernt aus dem «reinen» Kindermärchen Hinweise und Bemerkungen, die er seinem Publikum nicht

J. B. Weißbrod

zumuten mochte. Aus den «Reutern» werden «Kriegsleute», der Gegensatz zwischen dem Schneider und ihnen ist nur noch ein Streit unter Soldaten, nicht mehr ein Konflikt zwischen Bürger und Kavalieren. Ehrenrührige Feststellungen werden unterdrückt. So wird die Aussage, daß die Reuter beim Anblick der erschlagenen Riesen «großen Schrecken empfingen und noch übler zu Muth waren dann vor» (KHM 1812 nach Montanus) weggelassen.

Mit Regierung und Staatsoberhaupt geht der Bearbeiter schonender und respektvoller um. Nach Montanus haben sich die «Herren Räthe» das Kuckucksei selbst ins Nest gelegt, das sie später so gern wieder los wären[36]. Wilhelm Grimm: Vermittler waren «des Königs Leute» (1819); schließlich sollen nur noch «die Leute» schuld gewesen sein (KHM 1857). Es ist genügend bekannt, daß sich die Fürsten der Reformationszeit um die Landsknechte gerissen haben, auch wenn sie gelegentlich froh waren, die unbequemen Helfer wieder loszuwerden. Montanus deutet an, daß der König hastig und, wie sich später zeigt, überstürzt den fremden Kriegsmann einstellt: «Dem König die Reden wohl gefielen, bald nach dem geharnischten Schneider schickte» und etwas später: «Der König ihm bald Dienst zusagte.» Wilhelm Grimms König zeigt mehr Distanz, weil die

nere und Vollkommenere vom Verfälschten zu unterscheiden». Die Reinigung der Montanus-Erzählung war zu gründlich; doch wie nach den meisten Säuberungen, kommen Bedauern und Rehabilitierung zu spät.

Tatjana Hauptmann

beiden ersten Audienzen in der Bearbeitung gestrichen werden.

Die Verharmlosung der Erzählung im gesellschaftlichen Bereich ist eingehender und bedeutsamer als die Beseitigung anderer «Bedenklichkeiten». Da der Hinweis darauf, daß das junge Ehepaar auch zusammen schlief, aus der Erzählung nicht entfernt werden konnte, hat sich Wilhelm Grimm mit einer Korrektur der Formulierung begnügt. Die Angabe «als er etliche Nächt bei seiner Braut gelegen, hat er im Schlaf geredet» (KHM 1812) wurde durch eine harmlosere Formulierung ersetzt: «Nach einigen Tagen hörte Nachts die junge Königin, wie das Schneiderlein träumte und sprach.»

Das Vorwort der Ausgabe von 1819 enthält den Hinweis, daß «Aufmerksamkeit und Takt» nötig seien, «um das Einfachere, Rei-

Der Auszug

Trotz der massiven Verharmlosung bleibt der Kern der Geschichte auch im neuen Märchen erhalten. Alle Taten vollbringt das tapfere Schneiderlein allein und ohne Waffen. Vor jedem Gang in die Gefahrenzone wird das Gefolge aufs Warten verwiesen und abgehängt. Die Verkindlichung des Märchens hat das Verständnis für die Bedeutung der Abschiedsszenen allerdings nicht gefördert. Die meisten Illustratoren, unter ihnen Slevogt, Wacik, Kalckreuth und Leupin haben das Thema weggelassen.

Ignaz Taschner zeigt den Abschied von den Reitern (vor dem ersten Abenteuer). Die lange, bis zum oberen Bildrand ausschwenkende Reihe der Lanzenreiter bleibt im Freien zurück, während der Schneider mit

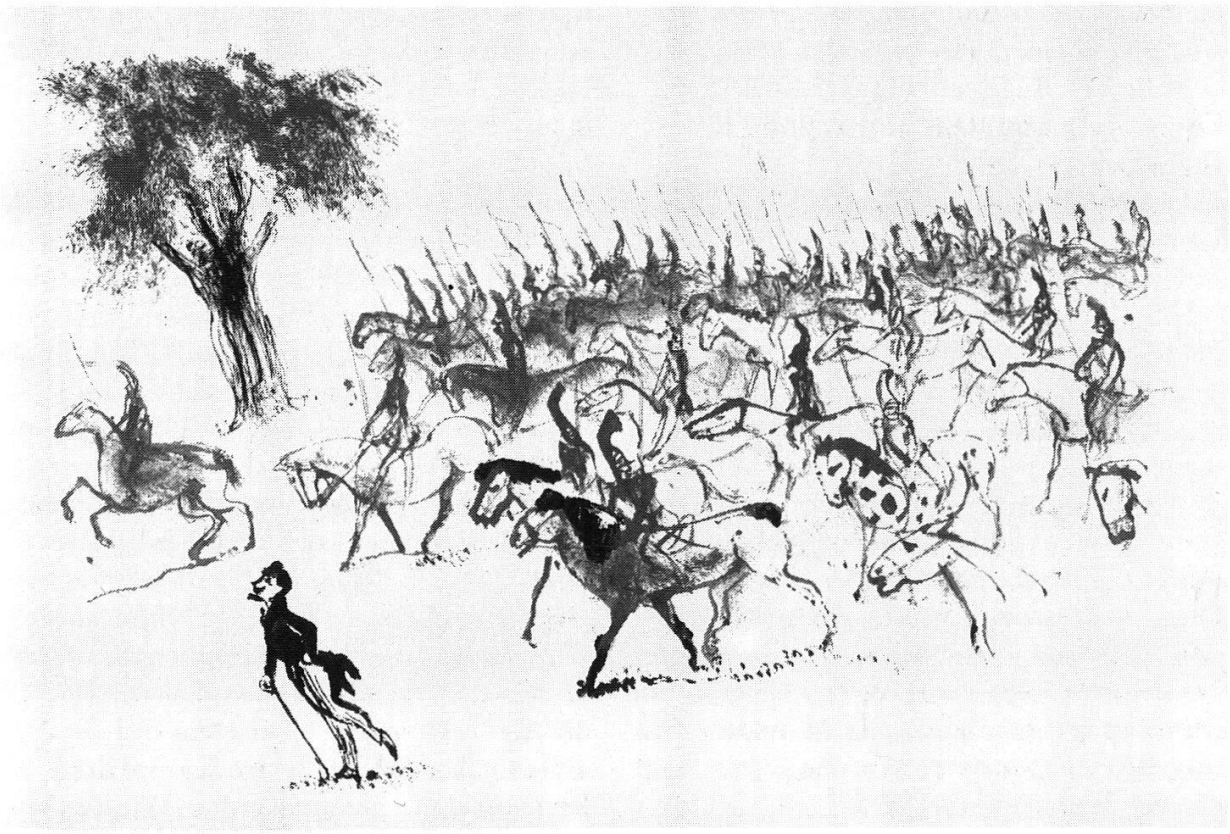
großen Schritten den Wald betritt. Taschner hat ein feines Gefühl für die Grenzsituation. Ein mächtiger Stamm trennt den sicheren Bereich des Kollektivs, die offene, glatte Zone der Geborgenheit vom Dickicht des Waldes, in dem das Gesetz – oder die Willkür – der Wildnis gültig ist. Für Taschner ist es außerdem wichtig, dem Schneider einen guten Abgang zu verschaffen. Sein Held ist auch ein guter Schauspieler. Die Hand am Schwert, schreitet er mit gespreizten Beinen und gereckter Brust in sein erstes Abenteuer.

Das gelungene Stück Heldentheater hat es Fritz Kredel angetan, der das Bild des Poseurs in den Auszug verschiebt. In strammer Haltung führt der Held im Paradeschritt die berittene Truppe an. Die stets manierliche und zierliche Art Kredels, der Kostümen und Soldatenröcken besonders zugetan war, kann einen auch hier verleiten, nur ein belangloses militärisches Bild wahrzunehmen. Bedeutender und authentischer wirkt er mit der Erfindung einer kleinen Szene, in der die

Fritz Kredel

Fritz Kredel

Josef Hegenbarth



Ignaz Taschner

Obristen am Hof über den neuen Mann diskutieren[37]. Hier spürt man etwas von der Bedrohung, die der schwer faßbare Außenseiter für die traditionellen Militärs darstellt.

Daß er zu den Reitern nicht paßt, zeigt Heinrich Strub dadurch, daß er ihn beim Auszug auf einem viel zu großen Pferd sitzen läßt, dessen Bügel unbenützt herabhängen. Ein luftiger Amateur unter ausgekochten Profis.

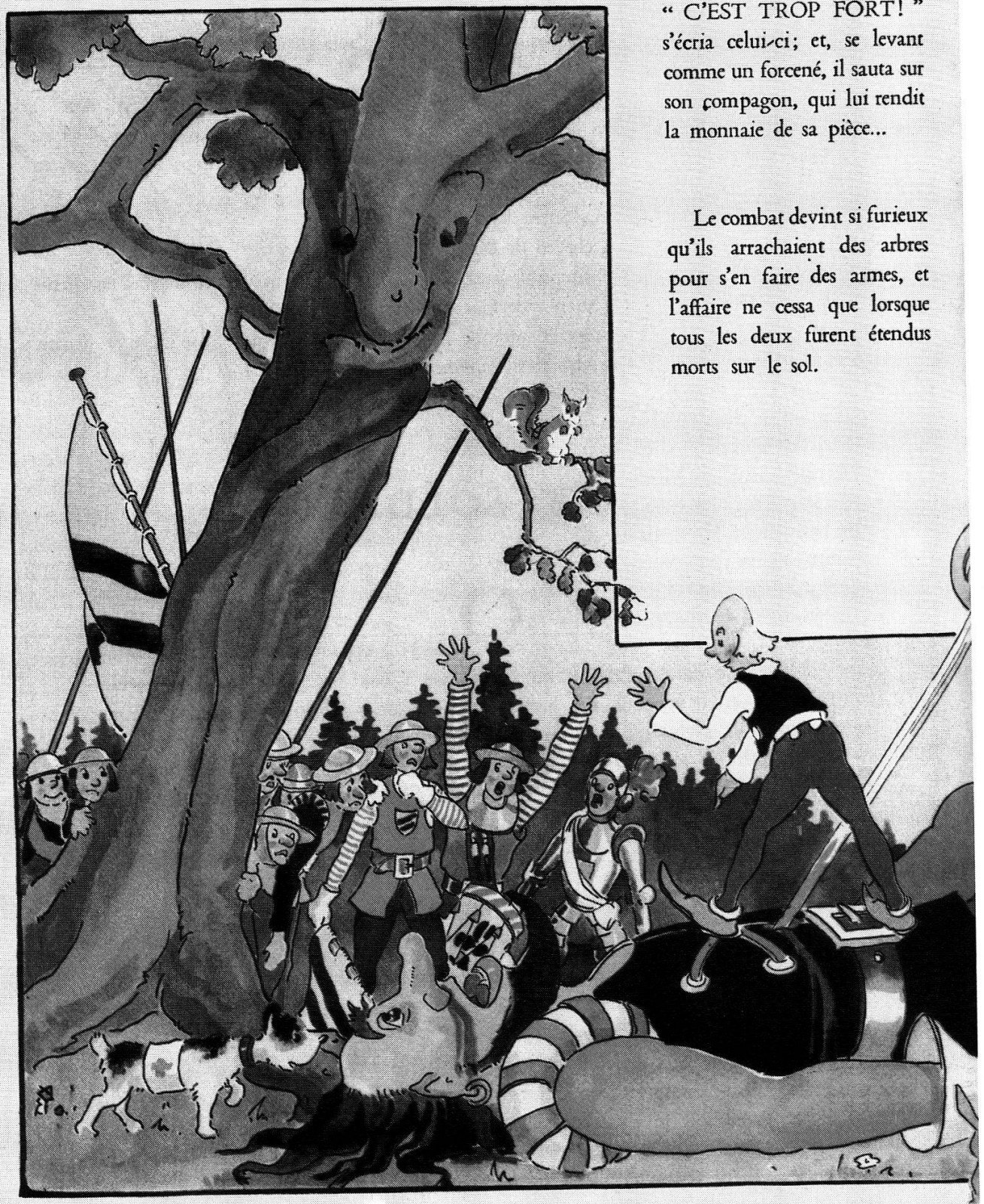
Deutlicher als Kredel und Strub zeigt Hegenbarth, daß der Schneider und die Reiter zwei verschiedenen Welten angehören. Wie bei Taschner und Kredel verzichtet er auf das Pferd und geht zu Fuß. Hier ist er aber der einzige Zivilist unter den vielen anonymen, kaum voneinander unterscheidbaren Militärpersonen. Der Schneider spaziert energisch, herrenmäßig vorwärts, gibt sich aber betont zivil. Die Linke stützt sich auf den Stock, die Rechte steckt in der Hosentasche. Der Kontrast der beiden Existenzformen und Lebensbereiche ist klar ausgedrückt, zweifelhaft bleibt die Rolle des Helden. Ob wir einen verantwortlichen Leiter oder einen sorgenfreien Touristen vor uns haben, sagt nur der Text, nicht das Bild.

Das tapfere Schneiderlein und der Sanitätshund

Was der Schneider zurückläßt, ist am besten getroffen in einer Illustration von Jean Morette, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden ist (1946)[38]. Die militärische Begleitung des Schneiders ist unberitten, so daß sich auf gleicher Ebene die Trennung der ungleichen Partner vollziehen kann. Der tapfere Zivilist, ein beweglicher aber nicht mehr junger Mann in leichter Kleidung (ärmelloses Jäckchen und Strumpfhosen) nimmt Abschied von seinem Gefolge. Er löst sich ab, verläßt das Militär, das als Helfer, Beschützer, Überwacher, Konkurrenz und Bedrohung fürs erste ausgeschaltet ist. Winkend – abwinkend? – verläßt er völlig unbewaffnet eine gut ausgerüstete Truppe, die als Armee en miniature dargestellt ist. Sie wird angeführt von zwei Musikern (Trompeter und Tambour), einem voll gepanzerten Hauptmann und dem Fahnenträger. Die Artillerie, eine dicke Kanone mit den Kanonieren, befindet sich in der Mitte, Lanzenträger beschließen den Zug.

Die Absage des Schneiders hat bei den Anführern des Zugs Verblüffung und Bestürzung ausgelöst, denn so angenehm das Zurückbleiben im Augenblick sein mag, so ist es doch auch ein Beweis für die eigene Unbrauchbarkeit, ein Armutszeugnis für die Profis, die mit den Spitzenprodukten der (mittelalterlichen) Waffentechnologie ausgerüstet sind[39]. Wie perfekt die Ausrüstung ist, zeigt ein mit der Rotkreuzbinde gekennzeichneter Sanitätshund, der das Militär als unzeitgemäßer Helfer begleitet.

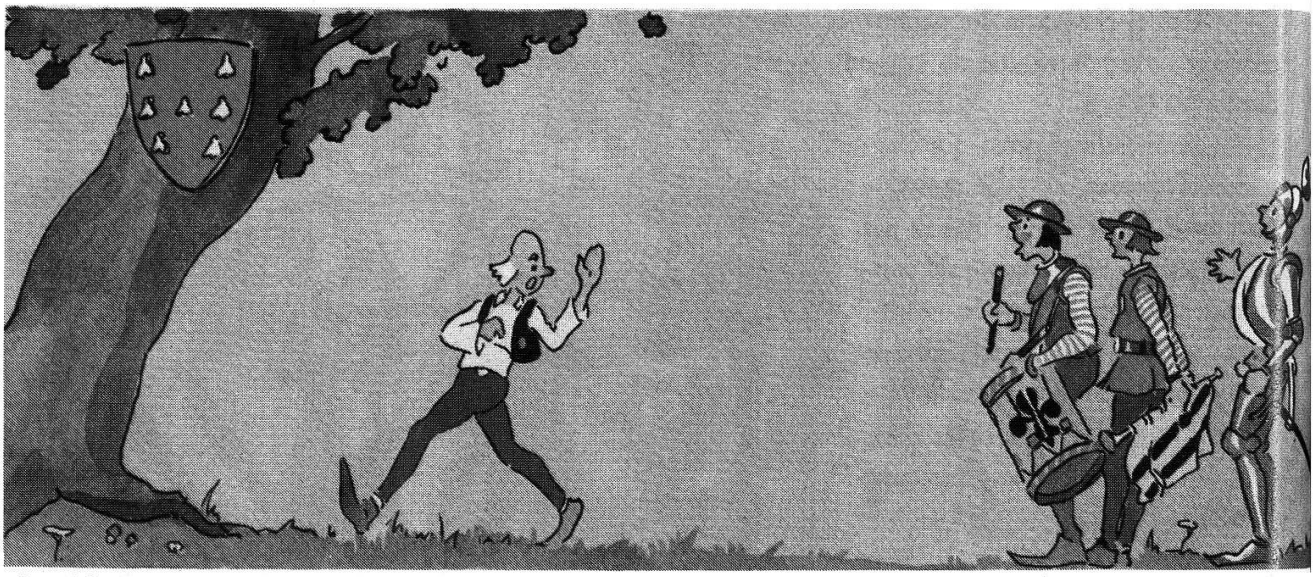
Erst der Hund macht die Truppe komplett. Als Repräsentant der Sanität ist er das offiziell geduldete Zugeständnis der eigenen Anfälligkeit, aber auch das Symbol organisierter Hilfe und aller vom Kollektiv angebotenen Tröstungen. Wer den Hund zurückschickt, macht sich keine Illusionen. Er hofft nicht auf ärztliche Betreuung, weil die Größe der Bedrohung ein Überleben des Beschädigten gar nicht zuläßt. Im Kampf der Waffen kann er nur getötet werden. Wie der Aus-



« C'EST TROP FORT! » s'écria celui-ci; et, se levant comme un forcené, il sauta sur son compagon, qui lui rendit la monnaie de sa pièce...

Le combat devint si furieux qu'ils arrachaient des arbres pour s'en faire des armes, et l'affaire ne cessa que lorsque tous les deux furent étendus morts sur le sol.

Jean Morette



Jean Morette

gang zeigt, darf er aber auch auf den Hund verzichten, weil er die Chance wahrnehmen will und kann, die Mächtigen ohne Waffen zu überwinden. Der Sanitätshund ist nicht für ihn bestimmt, sondern für andere, doch dort kommt er – wie meist – zu spät. Er erscheint noch einmal im folgenden Bild, wo er die Riesen beschnuppert, die tot in ihrem Blute liegen.

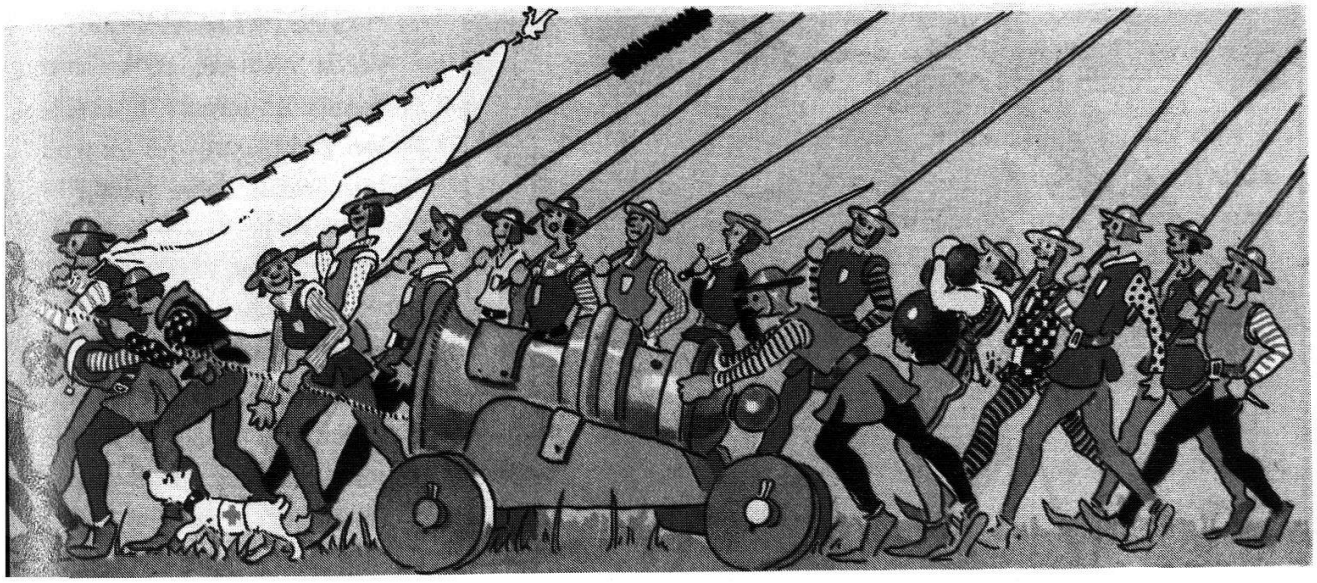
Der Anachronismus erleichtert durch die Einführung eines vertrauten Zeichens die Verständigung zwischen dem Künstler und dem Betrachter, an den die Botschaft des Bildes gerichtet ist. Mit dem Verzicht auf historische Treue und der Entscheidung für ein Zeichen aus der Gegenwart macht der Künstler deutlich, daß seine Geschichte auch eine aktuelle Geschichte ist, die er uns als Mitbetroffener berichtet.

Die drei Würfe

Alle Taten des tapferen Schneiders haben den eigenartigen Reiz, daß sie schnell und mit einfachen Mitteln durchgeführt werden. Er läßt sich etwas einfallen, kann improvisieren, braucht, was zur Hand ist, zum Beispiel die ersten besten Steine. Er besinnt sich nicht lang, und so schnell wie seine Reaktionen ist auch das Tempo des ersten Erzählers.

Montanus berichtet in kurzen Worten, daß der Schneider nach der Entdeckung der Riesen «schnell seinen Busen voll Steine lase, auf den Baum, darunter sie lagen stiege» (KHM 1812 nach Montanus) und anfing zu werfen. Nach kurzer Zeit hat er die Riesen so weit gebracht, daß sie aufeinander losschlagen. Der Bearbeiter nimmt es gemütlicher. «Als es in der Mitte war, rutschte es auf einem Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen

Ignaz Taschner



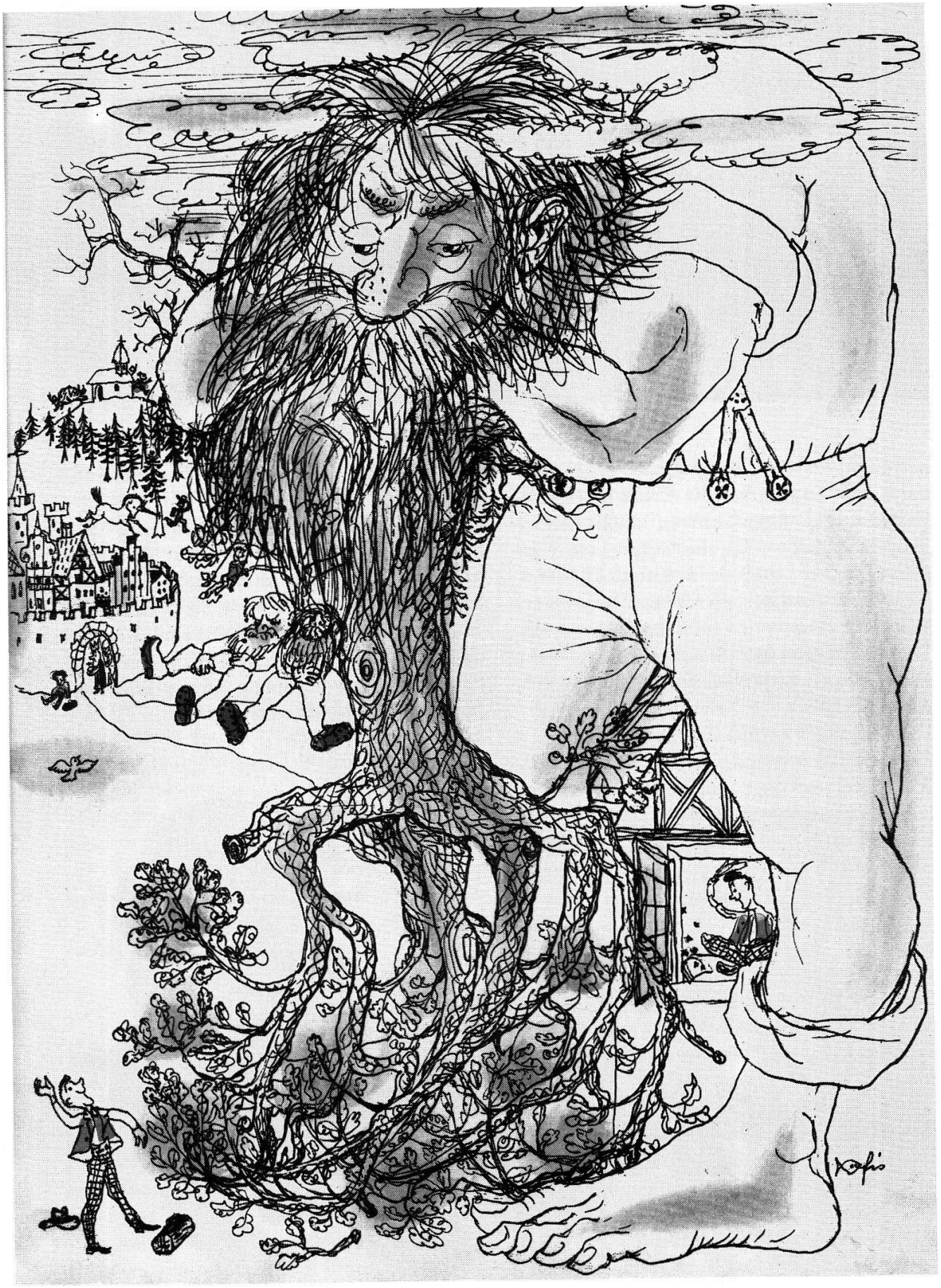
kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf.» Was die Reuter nicht geschafft haben, bringt der zweite Erzähler fertig. Als unsichtbarer Beschützer begleitet er sein Männlein und verschafft ihm einen Platz, der genau über den Riesen liegt. Wenn der Kleine jetzt nicht trifft, ist er selber schuld.

Der erste Erzähler ist zurückhaltender. Auffallend ist die Sparsamkeit der eingesetzten Mittel und die technische Brillanz ihrer Anwendung. Nur drei Steine werden wirklich gebraucht. Der Schneider trifft mit je einem Wurf zuerst den einen, dann den andern Riesen so, daß er aufwacht, ohne den versteckten Schützen zu bemerken, und in gereizter Stimmung seinen Kameraden verdächtigt. Zuletzt genügt ein einziger mit größerem Nachdruck ausgeführter Wurf, um die Selbstzerstörung der Riesen einzuleiten. Mit drei wohlgezielten Würfen ist das Werk getan.

Gut und gut abgestuft zu werfen, ist eine besonders vom jungen Menschen geschätzte Fähigkeit. Wo er von einer technisierten Umwelt nicht eingeschränkt und gelähmt wird, übt er das Werfen[40]. Der Märchenvater hat diese von Kindern hoch bewertete Fähigkeit seinem Helden geradezu abgesprochen: im Schatten des Beschützers verkümmert der Beschützte.

Manche Illustratoren bestimmen den Standort des Schneiders anders als es der Bearbeiter vorschreibt und folgen unbewußt dem Muster der ursprünglichen Erzählung. Bilder, die den Einfall Wilhelm Grimms auswerten, sind selten Illustrationen, sondern eher Inszenierungen eines gefahrlosen Spiels. Im Bilderbogen von Hans Fischer

Guy Mérat



fis (Hans Fischer)

Herbert Leupin

(fis)[41] rieseln winzige Steinchen eines winzigen Schneiderleins auf die wilden Männer herab. Kein Wunder, daß wir zweifeln, ob die Kügelchen vom Adressaten überhaupt bemerkt werden können. Neugierig und vergnügt läßt Leupins Schneiderlein die Steine plumpsen. Alles Bedrohliche ist entfernt, denn die am Fuß des Baumes gelagerten Riesenkerle sind wie durch einen Bann erstarrt. Verbände an Kopf und Fuß sollen zwar andeuten, daß eine Auseinandersetzung vorausgegangen ist, doch das Bild der Schläfer gleicht einer Clochard-Idylle. Bei Kredel ist aus dem Helden ein vorwitziger Junge geworden, der schnarchende Bauern zu ärgern versucht.

Selbstzerstörung

Ludwig Richter zeigt auf kleinstem Raum die Selbstzerstörung der Riesen als Freistil-Ringkampf, der von zwei nackten Naturburschen ausgetragen wird. Die Nacktheit der Kämpfenden verstärkt den Eindruck einer Entfesselung primitiver Gewalt, doch betont der Ausschnitt aus dem Kampfgeschehen dessen komische Seite. Der überlegene Riese sitzt rittlings auf dem zappelnden Gegner und beginnt, mit einem Baum loszudreschen.

Fast alle Bilder der Kampfszene wollen andeuten, daß die Fixierung auf den sogenannten oder sogedachten Feind der Ursprung

Felix Hoffmann

der Selbstzerstörung ist. Felix Hoffmann[42] zeigt die Ringenden in einer wütenden Umschlingung vereinigt. Anderswo stockt der Kampf, denn die Oger haben sich mit den Stämmen gerammt (Mérat). Blinde Wut verrennt sich leicht.

Der Zweikampf der Mächtigen befreit den Ohnmächtigen. Daher gehört der Schneider als Zuschauer ins Bild der Kampfszene (Richter, Hoffmann, Mérat und andere). Für ihn geht der Wunschtraum des Machtlosen in Erfüllung, die Aggressionen der Großen so zu steuern, daß ihre zerstörende Gewalt sich selbst aufhebt.

Die Axt

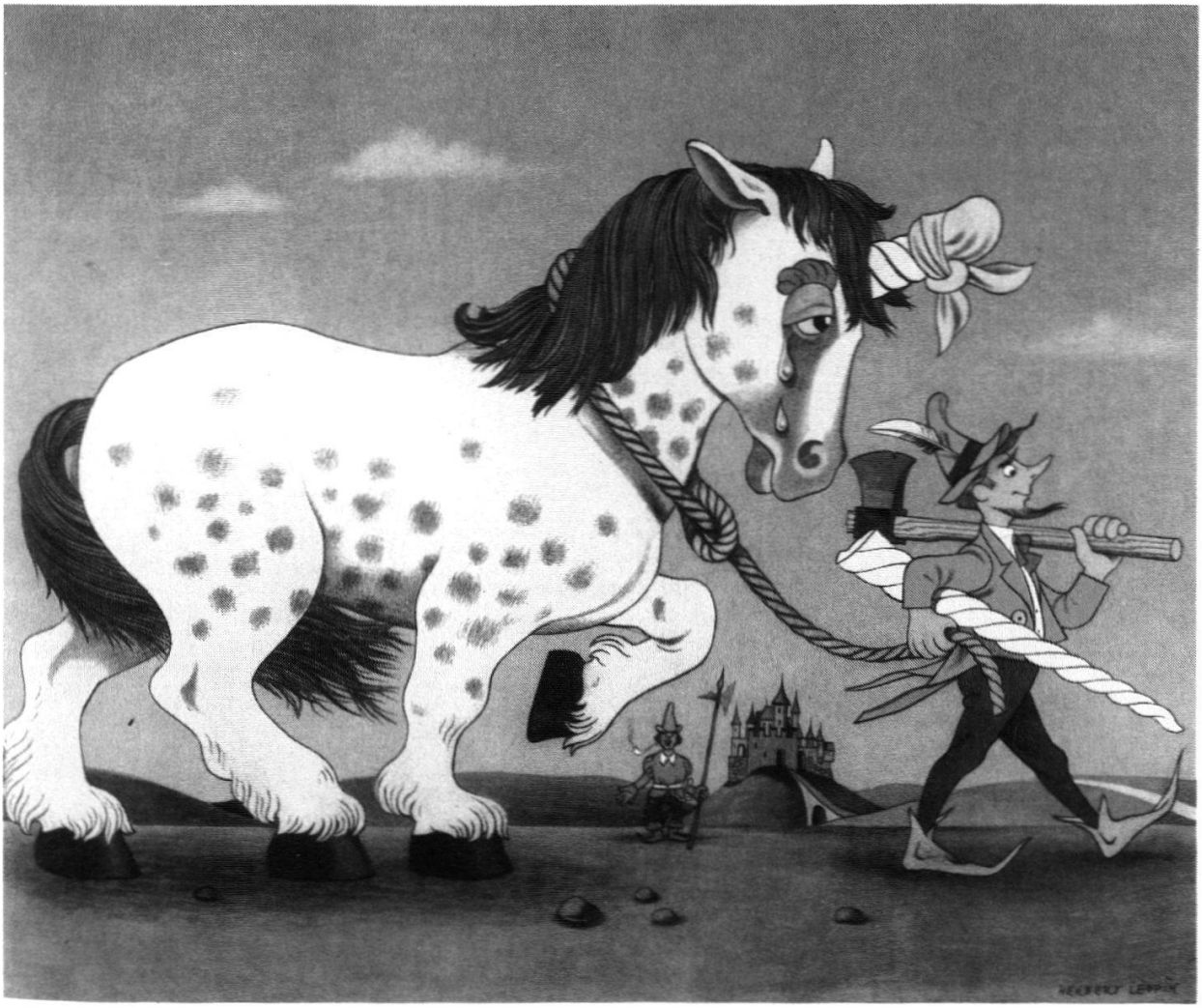
Die Urfassung berichtet nicht, was mit dem Einhorn und dem wilden Schwein geschieht, denn mit der Bändigung des Un-

heimlichen ist das Werk des Helden getan. Der Schneider hat auf seiner zweiten Expedition nur ein «Stricklein» bei sich. Mit dem Anbinden des Einhorns an den Baum hat das Requisit seinen Zweck erfüllt. Der Erzähler kehrt in die Menschenwelt zurück und befaßt sich nur noch mit der Reaktion des Königs «welcher außer der Maßen traurig war, nicht wußte, wie ihm zu tun wäre» (KHM 1812 nach Montanus).

Der Bearbeiter will den Triumpf seines Helden verlängern und die Abführung des Einhorns nur ihm überlassen. Wie das Schneiderlein das Monster vom Baum lösen konnte, darüber weiß er Bescheid, denn er hat ihm vorsorglich eine Axt mitgegeben, die beim Aushauen des Horns gute Dienste lei-

Ludwig Richter

Herbert Leupin



stet. Das zarte Männlein wird zum Holzhauer.

Das Kunststück post festum gehört ins Jägerlatein und wäre besser dort geblieben[43]. Wenn in der Schwankliteratur, zum Beispiel bei Bebel und Bürger ähnliche Stückchen erzählt werden, sind sie anders terminiert. Das

Ignaz Taschner

Werkzeug, das Zufall oder Planung dem Jäger in die Hände geben, ist nicht für ein gefahrloses Eingreifen nach der Jagd bestimmt, sondern dient der Fixierung des gefährlichen Tiers «im Falle der Not und wenn es Aut oder Naut gilt» (Bürger). Die mündliche Überlieferung weiß um diese Bestimmung und korrigiert das Buchmärchen. In einer Erzählung vom Niederrhein (Der Riese, das Einhorn, der Drache und das tapfere Schneiderlein[44]) führt der Schneider keine Axt sondern Hammer und Nagel mit sich. «Er schlug den Nagel durch das Horn in den Baum, daß das Tier hängen blieb.»

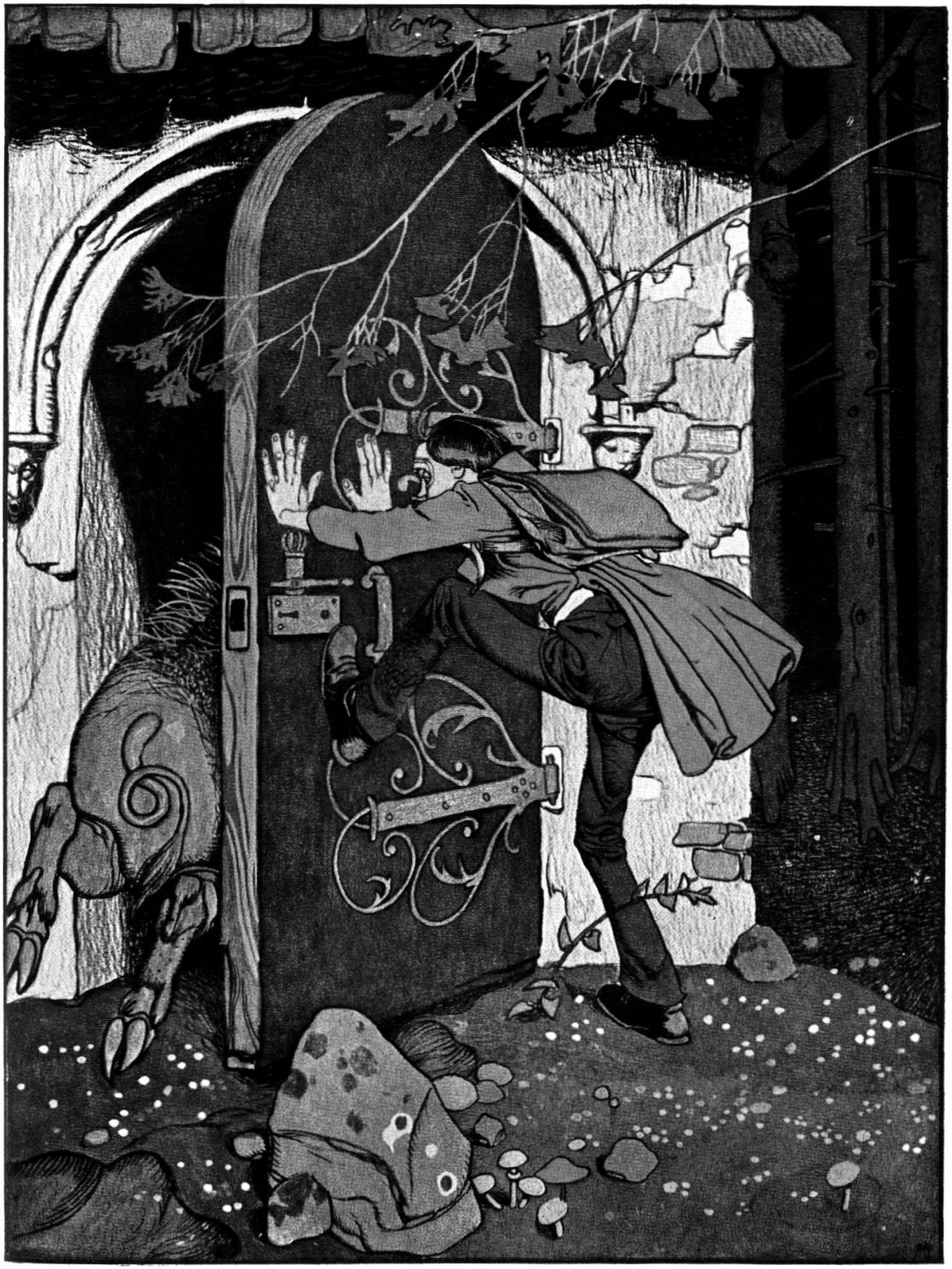
Die unselige Axt hat zu weiteren Erfindungen geführt. Für den Sieger wird ein Triumpfzug arrangiert, in dem er das abgeschlagene Horn[45] wie eine Baguette nach Hause trägt (Leupin) oder wie einen Tambourstab in der Hand schwingt (Morette). Das Bild des verstümmelten Einhorns löst nicht die beabsichtigte Erheiterung sondern Beklemmung aus. Wenn der Sieg über das schöne und mächtige Tier nur durch Verstümmelung (Kastration) bewahrt werden kann, ist der Sieger ebenso bedauernswert wie der Besiegte. Die Axt dient mit der ihr eigenen Dynamik dem Werk der Zerstörung, durch das der Mensch seine Herrschaft über die Umwelt geltend macht.

Das wilde Schwein

Ludwig Richters Kapellenbild gehört – wie der Abschied der Geißenmutter, der Tanz des Hans im Glück, die Sprünge des bösen Wirts und der Tod im Birnbaum – zu seinen unvergeßlichen Erfindungen. Der paradoxe Charakter der Jagd – der Gejagte ist der Jäger, die Flucht Verfolgung – ist genau getroffen. Der Sprung der jagenden Sau in die Kapelle korrespondiert mit dem rettenden Sprung aus dem Fenster. Mit und nach diesem Ereignis wird die Kapelle zum Käfig, denn die offenstehende, aber mit soliden Beschlägen ausgestattete Tür wird gleich zugeschlagen. Alle Stationen der Jagd sind so durch Erzählung oder Zeichen im Bild vereinigt. Wie die Varianten von Leupin und Hegenbarth zeigen, kann Richters Erfindung nur bereichert oder vergrößert, aber nicht verbessert werden.

Max Slevogt zeigt ein knappes Rennen zwischen Schneider und Schwein, die sich

Ludwig Richter



Franz Wacik

Wilhelm von Diez

fast berühren. Sehr schön ist das Wegrennen des Schneiders nach dem Sprung beobachtet. Wie ein Spieler auf dem Feld muß der Verfolgte sofort wieder am alten Platz erscheinen. Slevogt nimmt den Schneider ernst, er weiß, daß seine Aufgaben kein Kinderspiel sind. Die Finten und Tricks sehen nur deshalb leicht aus, weil sie kunstvoll ausgeführt werden, doch das Ausweichen vor dem rasenden Einhorn setzt die Geschicklichkeit eines Toreros voraus, und das Einsperren des Schweins kann nur durch blitzschnelle Reaktionen gelingen.

Mehr Zeit hat Waciks Schneider. Der steht bereits hinter der Tür und wartet wie ein ungeduldiger Bauer auf sein Borstentier[46]. Das Schwein hat Verspätung.

Herbert Leupin

Gustave Doré

Vivat rex

Die Krönung kann als öffentliches oder privates Ereignis gezeigt werden. Leupin blickt hinter die Kulissen und entdeckt einen Schneider bei der Anprobe. Angetan mit Krone, Hermelin und Purpur prüft er seine Erscheinung im Spiegel. An der Wand hängen die Trophäen: das Horn, der Kopf des Wildschweins und – in noblem Blau und Gold – das Porträt der Prinzessin. Aus der Mansarde, in der Mäuse und Fliegen zu Hause waren, ist der Schneider in die königlichen Gemächer umgezogen. Dieser Tag ist die Krönung einer Kampagne, der Slogan hat den erwünschten Erfolg gebracht.

Auf Kredels letztem Bild ist der Rummel vorbei. Mit Krone, Szepter und Reichsapfel, aber schon in Pantoffeln, entspannt sich der junge König. Jetzt kann er es leichter nehmen, denn er ist endgültig im Palast daheim. Lea Grundig sieht die häuslichen Folgen der Krönung mit den Augen der Prinzessin. Sie zeigt das Elend des Parvenus. Das traurige Trio gekrönter Häupter sitzt zwar beieinander, doch man hat sich nichts zu sagen. Aus der Sicht der Prinzessin ist der Erfolg des Un-

Lea Grundig

Fritz Kredel

bekannten kein freudiges Ereignis, sie ist nicht gefragt worden.

Slevogt zeigt die Huldigung. Der alte Herrscher muß den Unbekannten zum König proklamieren. Die Form der Huldigung ist von Doré (Maître Chat) übernommen. Die Huldigungen gelten dort einem falschen Marquis, hier einem gar nicht blaublütigen König, zu verdanken sind sie dem Genie eines Katers und eines Schneiders.

Morette zeigt die Krönung als Fest des Volkes. Durch eine mittelalterliche Stadt bewegt sich der Krönungszug. Lange Zuschauerreihen, dichtbesetzte Fenster, grüßende, winkende und schreiende Bürger betonen den populären Charakter des Ereignisses. Dies ist ein Fest für alle. Der blinde Bettler ist nicht vergessen.

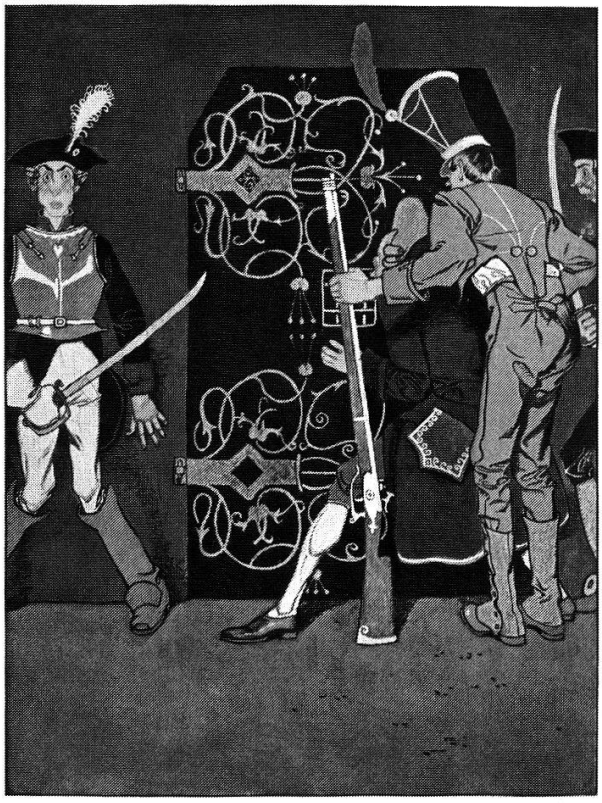
Der junge König

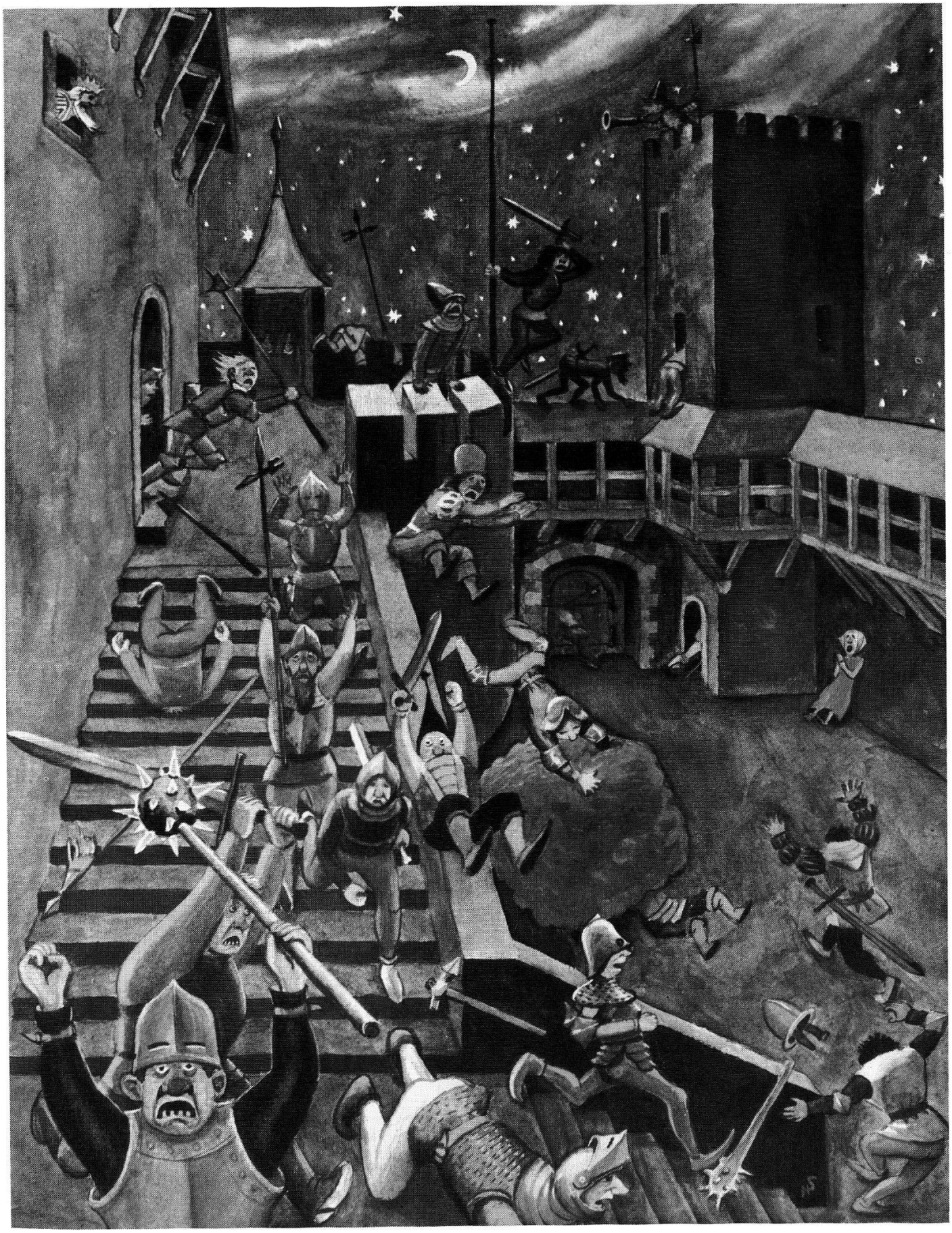
Das Fest ist nicht das Ende der Geschichte, es folgt ein Nachspiel. Nach der Hochzeit und Krönung, «als er etliche Nächt bei seiner Braut gelegen» (KHM 1812 nach Montanus), beginnt der Schneider im Traum von etwas zu reden, das er bisher sorgfältig verschwiegen hat. Im Schlaf, in dem das zensierende Bewußtsein zurückgedrängt ist, verrät er seine Herkunft: «Knecht, mach mir das Wamms, flick mir die Hosen, oder ich will dir das Ehlmaß über die Ohren schlagen» (KHM 1812). Die Prinzessin ist nicht über die Arbeitsbedingungen in der Werkstatt empört sondern über die unpassende Vergangenheit ihres Mannes. Sie informiert den Papa und bittet, «er möchte ihr von dem Manne helfen». Die Vergangenheit hat den Schneider eingeholt. Der König will ihn umbringen oder ausschaffen lassen.

Der junge König wird vom Waffenträger, «der ihm hold war», gewarnt: Er muß fliehen oder durch einen letzten Streich seine Herrschaft befestigen. Auf den üblichen Ausweg, seine Vorgeschichte mit Ausreden zu vertuschen, verzichtet er. Mit einer letzten List erweist der Schneider endgültig sein Recht auf die Krone, ohne seine Vergangenheit zu verleugnen.

Drastisch zeigt Heinrich Strub, wie die bewaffneten Scharen rennen, springen, purzeln, kullern, rutschen, klettern, kriechen und stürzen. Spieße, Schwerter, Äxte und Morgensterne fallen zu Boden oder werden

Franz Wacik





Heinrich Strub

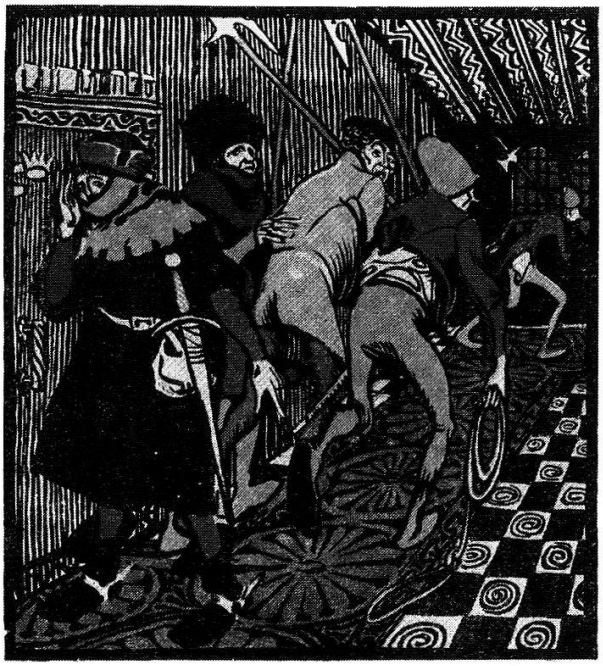
gegen imaginäre Bedrohungen erhoben. Eine panische Szene unter der strahlenden Ruhe eines sternenflimmernden Nachthimmels[47].

Ludwig Richter

Ludwig Richter konzentriert das nächtliche Ereignis auf vier Personen. Die als Scherenschnitt konzipierte Vignette zeigt vier fliehende Soldaten. Spieß und Säbel werden scharf umrissen vorgeführt, beim dritten Mann – es ist wohl der Chef des Mordkommandos – kann man den Dolch im Gewande erahnen. Wie in den Bildern zum «Meisterdieb» wird das Ancien régime durch die Zöpfe der Söldner lächerlich gemacht.

Taschner zeigt den lautlosen Abzug der Bewaffneten. Sie verduften und nehmen das Seil mit, das für den Schneider bestimmt war. Bald wird der mit Jugendstilornamenten geschmückte Korridor wieder der Kunst allein gehören.

Ignaz Taschner



Wacik hat gerade die schwache Seite von Richters Illustration aufgegriffen und die Soldaten als altmodische Hampelmänner in Uniform dargestellt. Damit wird das Heldenstück zur Farce. Der Schneider siegt aber nicht über die Ängstlichkeit der Schwachen sondern über die Angst der Starken. Auch er hat Angst, doch er läßt sich von ihr nicht terrorisieren wie die Bewaffneten vor der Tür. Er greift zu der Waffe, die ihm Überlegenheit verschafft. Das Wort ist mächtiger als das Schwert[48].

ANMERKUNGEN

[1] Der «Wegkürzer» war in Brentanos Bibliothek vorhanden und den Brüdern zugänglich. Wilhelm Grimms Abschrift ist erhalten (Heinz Rölleke, Die älteste Märchensammlung der Brüder Grimm, S. 22). Unbekannt blieb ihnen die «Gartengesellschaft» des Montanus, die eines der schönsten deutschen Märchen (vom Erdkühlein) enthält. Die Geschichte «Von einem Schwaben der das Leberlein gefressen» (Wegkürzer, Kapitel 6) hat Jacob abgeschrieben, doch ist sie nicht in die KHM aufgenommen worden. Seit der zweiten Auflage enthalten die KHM die mündlich überlieferte Variante vom «Bruder Lustig».

[2] Ganz ähnlich urteilt J. R. R. Tolkien: «Children may hope to get fairy-stories fit for them to read and yet within their measure. Though it may be better for them to read some things, especially fairy-stories, that are beyond their measure rather than short of it. Their books like their clothes should allow for growth, and their books at any rate should encourage it.» (The Monsters and the Critics, p. 138.)

[3] Vgl. dazu Heinz Rölleke im Nachwort zu seiner Ausgabe der zweiten Auflage (KHM 1819), S. 570ff.

[4] «Es überschätzt sich nicht, obschon es sich diesen Anschein gibt. Kaltblütig und sachlich nimmt es Distanz von den Eindrücken, welche auf es losstürmen, und findet immer einen Ausweg. Es hat das Königtum gewiß verdient.» Agnes Gutter (Märchen und Märe).

[5] «Er sagt, was die Welt hören will und was sie überzeugt. Er spielt die Rolle, die sie erwartet.» Carl-Heinz Mallet (Das Einhorn bin ich).

[6] Die Wendung ist ein «Fund» aus einem Barockroman (Christian Weise). Die Vorliebe Wilhelm Grimms für «Sprüche und eigentümliche Redensarten» ist dem «tapferen Schneiderlein» recht teuer zu stehen gekommen. Ein weiteres

Opfer dieser Vorliebe wurde der aus einem Mönch in einen Israeliten umgewandelte «Jude im Dorn».

[7] Die Schwanküberlieferung – zum Beispiel das Amsterdamer Volksbuch «van kleyn Kobisje», KHM Bd. 3 unter Nr. 20, und das Märchen von «Daumerlings Wanderschaft» KHM Nr. 45 – kennt den Schneider als Däumling und Hochstapler. Brentano (Märchen vom Schneider Siebentod) hat das Motiv aufgegriffen und zu Tode geritten. Bechstein (DMB 1) folgt dem Montanus. «Das tapfere Bettelmännlein» (NDMB 17 nach Zingerle) ist eine Imitation des Grimm-Märchens.

[8] Das tapfere Schneiderlein, Zürich 1955.

[9] Deutsche Märchen (Das Märchenbuch, zweites Buch), Berlin 1918.

[10] Das tapfere Schneiderlein, Hanau 1984.

[11] Kinder- und Hausmärchen nach der Sammlung der Brüder Grimm, Wien 1901 (Gerlachs Jugendbücherei Bd. 1).

[12] Das tapfere Schneiderlein, Wien 1915.

[13] Die Höhle der Riesen ist soweit eingerichtet, daß dem Gast ein Bett angewiesen werden kann: «Da gab ihm der Riese ein Bett, worin er sich ausruhen sollte» (KHM 1819). Vgl. «Jack the giant-killer»: «Jack was shown into a bedroom.» Bemerkenswert sind weitere Übereinstimmungen zwischen Jacks walisischem Abenteuer und der zweiten «hessischen» Erzählung.

[14] Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, Bd. 1, Leipzig 1907.

[15] Das tapfere Schneiderlein, Potsdam 1939.

[16] Das tapfere Schneiderlein, Zürich 1944.

[17] Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Leipzig 1963. Leupin und Kredel zeigen Landstreicher. Je zerlumpter desto grauslicher?

[18] «Die Auswahl der Märchen entsprach Taschners Zug zum Grotesken, der sich besonders in der Darstellung von Riesen und Zwergen zeigte» (Andreas Bode). Taschner exzelliert in Riesen aller Art, er zeigt steinzeitliche Höhlenmenschen («Neandertaler»), wilde Männer, Satyrn und King-Kong-Typen. Den New Look des Jugendstils hat Arthur Rackham besonders virtuos aufgenommen. Sein Riese ist ein assyrisch aussehender Exote im Pelzrock (Grimms Fairy Tales, trad. Lucas).

[19] Der große Bengel, den das Schneiderlein so leicht hereinlegt, ist kein menschenfressendes Ungeheuer wie der Oger in Perraults Kleinem Däumling. Der «höchste Gipfel», auf dem er sitzt, ist eher ein psychischer als ein mythischer Berg. Der Schneider holt ihn von seinem Thron herunter: «Der Riese glaubte nun es überträf niemand auf der Welt das Schneiderlein an Stärke und Klugheit.» (KHM 1812).

[19a] Besonders klar und sachgemäß hat George Cruikshank die Alternative visualisiert. In der Illustration zum «jungen Riesen» zeigt er einen herkulischen Koloß im Pelzschurz. Der Riese des «tapferen Schneiderleins» wird anders aufgefaßt, es ist ein derber Kerl in aufgekrempelten Hosen. Wie Simson und andere starke Männer ist er auf sein langes Haar ebenso stolz wie auf seine Kräfte, kann aber nur mit Müh und Not den Stamm in der Höhe halten. Die differenzierende Interpretation Cruikshanks ist deshalb besonders bemerkenswert, weil Edgar Taylor den unglücklichen Einfall hatte, beide Märchen (und ein drittes) in einer Erzählung zusammenzufassen (The young giant and the tailor). Cruikshanks geniale Bilder sind ein Glücksfall in der Geschichte der Grimm-Illustration.

[20] Vgl. darüber John M. Ellis, One fairy story too many, besonders Kapitel 4 und 5. Das erfrischende Buch schlägt gelegentlich einen gereizten Ton an, der als Reaktion auf hagiographische Tendenzen in der Grimm-Literatur mehr als gerechtfertigt ist.

[21] «Let us be grateful to Adam our benefactor. He cut us out of the blessing of idleness and won for us the curse of labor.» Mark Twain.

[22] Wilhelm Wisser, Plattdeutsche Märchen, De Snieder un de Ries. In einer englischen Version («Johnny Gloke») wird die abstoßende Einförmigkeit des Arbeitsablaufs betont. Der Alltag ist schrecklicher als das furchtbarste Abenteuer, der Gedanke an Säume und Knopflöcher verhindert eine Rückkehr ins «friedliche» Nest: «At first he felt like going straight home. But the thought of all those button-holes and those endless, straight seams with their thousands and thousands of stitches made him think better of it. ‹No›, he said to himself, ‹better death than that›.»

[23] Otto Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, Aarau 1869, Nr. 27 «Der stark Schnider». Vgl. Zingerle II, S. 108ff.

[24] Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Berlin 1961, Bd. 1.

[25] Das tapfere Schneiderlein, Zürich 1986.

[26] Ludwig Bechsteins Märchenbuch, zwölfte Auflage, Leipzig 1853. Für eine Werkstatt an der Straße hat sich auch Walt Disney entschieden.

[27] Die Identifizierung mit dem Schneider ist gesichert durch die Wiederholung der Figur auf einem Bild der zweiten illustrierten Ausgabe (das Schneiderlein vor der Kapellentür).

[28] Die Zahl der Fliegen oder Mücken ist variabel; vgl. Bolte-Polivka, 1, 149f. Am stärksten flunkert der «hessische» Schwank (29 Fliegen, vgl. KHM 1812, Nr. 20II). «Großsprecherisch» ist eigentlich nicht der Schneider sondern der Erzähler.

[29] Die Ironie der Geschichte liegt darin, daß der Schneider nicht als Schläger zum Helden wird. Die Selbstüberschätzung war ein produktiver Irrtum, der ihm half, seinen Weg zu finden. Er ist Herkules ohne Keule, Ritter Georg ohne Roß und Lanze, eine paradoxe Vereinigung von Held

und Anti-Held. (Ironische) Hinweise auf den Ritter Georg bei W. von Diez (Münchener Bilderbogen 259) und H. Strub, auf Herakles (Hercules Farnese) bei Slevogt.

30 Die Verschneiderung des Helden ist in Brentanos Märchen auf die Spitze getrieben. Dort werden Wildschwein und Einhorn durch Vernähen der Nasenlöcher und des Mauls kampfunfähig gemacht. Wilhelm Grimm hat dieser Tendenz kaum nachgegeben. Ein Gelegenheitseinfall: Statt «es pfiff allerlei Liederchen» (KHM 1819) heißt es später «es pfiff das Liedchen: es ritten drei Schneider zum Tore hinaus».

31 Le vaillant petit tailleur, Paris 1982.

32 Alte Märchen mit der Feder erzählt, Berlin 1920. Ein weiteres Märchenbild bei W. von Alten, Max Slevogt. Harnisch (Bechstein) plus Gürtel (Grimm) im Münchener Bilderbogen (W. von Diez). In den Münchner Märchenkonzentraten mußte auf die Dominanz Bechsteins Rücksicht genommen werden. Slevogt hat sich von seinem Lehrer (Diez) anregen lassen.

33 Dieser Zug ist aus dem Grimm-Märchen (KHM 1819ff.) übernommen, auch das spitze Näschen stammt von dort.

34 Beim chronologischen Ansatz entscheidet sich Wacik für ein mit Elementen aus der Zopfzeit «angereichertes» Biedermeier. Hegenbarth zeigt in einem Bild (Mordkommando) Landsknechte, doch der Schneider stammt aus dem 19. Jahrhundert. Bestimmend war wohl die Erinnerung an den Wenzel Strapinski (Kleider machen Leute).

35 O. Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, 2. Auflage, S. 96.

36 Die Intention des Montanus hat Tatjana Hauptmann zum Ausdruck gebracht. Sie zeigt eine geputzte Hofgesellschaft, die neugierig und bewundernd den Slogan auf dem Gürtel des Schneiders studiert (Das große Märchenbuch, Zürich 1987, S. 110).

37 Märchen der Brüder Grimm, Leipzig 1936, S. 79.

38 Le brave petit tailleur etc., contes des frères Grimm, images de Jean Morette, Paris 1950 (Copyright 1946).

39 «Their trousers have been removed» (Enoch Powell, Times July 30, 1987).

40 Was für herrliche Sachen man mit einigen wohlgezielten Würfen noch in der modernen Großstadt anstellen kann, zeigen die Kinomärchen der Stummfilmzeit, zum Beispiel «From Hand to Mouth» (mit Harold Lloyd).

41 Märchenbilder, Zürich 1961 (zuerst erschienen im «Schweizer Spiegel», Jg. 1945).

42 Hundertundein Grimm-Märchen, Aarau 1985.

43 Wilhelm Grimm war kein großer Erzähler. Die von ihm erfundene zuckersüße Rahmenerzählung zum Märchen vom undankbaren Zwerg («Schneeweißchen und Rosenrot») ist ein Rückfall in die pädagogische Manier A. L. Grimms, mit dessen «nicht eben wohlgerathener Sammlung» die Brüder nichts zu tun haben wollten. Gelegentlich zeigt bereits ein Vergleich der verschiedenen Fassungen die Schwächen des Erzählers (zum Beispiel im «Froschkönig» und im «Aschenputtel»). Die trefflichen Untersuchungen von Hamann und Tonnelat leiden unter dem Fehler, jeden Schritt des Bearbeiters als Fortschritt auf dem Weg zum Meisterwerk zu interpretieren. Albert Wesselski war kritischer und ein fairer Anwalt der vielen tüchtigen Erzählerinnen und Erzähler, die von der germanistischen Zensur zur Schattenexistenz verurteilt worden sind. Seine auch dem Bibliophilen wohlbekannte editorische und kommentierende Arbeit ist aber nicht fortgesetzt worden.

44 Deutsche Volksmärchen, Neue Folge, ed. E. Moser-Rath, S. 112ff.

45 Im Straßburger Münsterschatz wurde ein solches Beutestück als Geschenk des Königs Dagobert aufbewahrt und verehrt. Auch die Stadt Straßburg besaß ein angebliches «Einhorns-Horn» (A. Stöber).

46 Das Vorbild für Waciks Komposition findet sich im Münchener Bilderbogen (W. von Diez).

47 Auch die Bremer Stadtmusikanten, die «grauen Panther» des Märchens, kommen in der Nacht und ohne Waffen zum Erfolg. Der Bluff macht dort die größte Freude, wo die Existenz oder das Lebensglück des Schwächeren auf dem Spiel steht (Die Bremer Stadtmusikanten, das tapfere Schneiderlein, die kluge Bauerntochter, Doktor Allwissend).

48 Elisabeth Waldmann und das Schweizerische Jugendbuch-Institut haben mir ihre Bücher großzügig und liebenswürdig zur Verfügung gestellt. Herzlichen Dank!

Ignaz Taschner